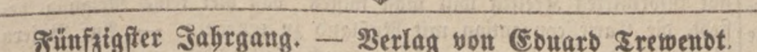
Breslauer Zeitung.

Vierteljähriger Abonnementspreis in Breslau 2 Thlr., außerhalb incl. Porto 2 Thlr. 15 Sgr. Insertionsgebühr für den Raum einer fünfzeiligen Zeile in Petitschrift 1¼ Sgr.

Expedition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen alle Post-Anstalten Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag und Montag einmal, an den übrigen Tagen zweimal erscheint.



Nr. 449. Morgen-Ausgabe. Fünfzigster Jahrgang. — Verlag von Eduard Trewendt. Sonntag, den 26. September 1869.

Einladung zur Pränumeration.

Mit dem 1. October 1869 beginnt ein neues Abonnement, wozu wir hierdurch ergebenst einladen, die auswärtigen Leser ersuchend, ihre Bestellungen bei den nächsten Post-Anstalten so zeitig als möglich zu machen, damit bei Beginn des Quartals das hiesige Postamt in der Lage ist, allen Anforderungen genügen zu können.

Der vierteljährige Abonnements-Preis beträgt am hiesigen Orte 2 Thlr., auswärts im ganzen deutschen Post-Bundes-Gebiete mit Porto 2 Thlr. 15 Sgr.

In den k. k. österreichischen Staaten, sowie in Rußland und Polen nehmen die betreffenden k. k. Postanstalten Bestellungen auf die Breslauer Zeitung entgegen.

Die Expedition.

Ein neuer Nationalverein.

Die beiden Wanderversammlungen in Heidelberg und Mainz haben Privatbesprechungen von Politikern aus Nord und Süd im Gefolge gehabt, bei denen die Frage im Vordergrunde stand, auf welche Weise der nationalen Partei in Norddeutschland eine neue Gesammtorganisation gegeben werden könnte. Der Gedanke scheint in Norddeutschland wenig Anklang gefunden zu haben; abgesehen von andern Gründen scheint das Beispiel des Nationalvereins, welcher nach wenig eingreifender Wirksamkeit ein klangloses Ende nahm, schreckend vor den Augen zu stehen.

Wir haben auf zweierlei aufmerksam zu machen. Erstens, daß man die Erfolge des Nationalvereins jetzt zu unterschätzen versucht ist; zweitens versteht es sich von selbst, daß ein neu zu gründender Verein in der ganzen Art seiner Thätigkeit von dem Nationalverein sich erheblich unterscheiden müßte, und die Aehnlichkeit zwischen beiden nur eine oberflächliche sein kann.

Die Frage: „Was hat der Nationalverein geleistet?" führt nur zu einem sehr bescheidenen Resultat. Die überschwänglichen Erwartungen, die an seine Gründung geknüpft werden, sind nicht in Erfüllung gegangen. An „vorgewogenen Thaten", um diesen Ausdruck des Marquis Posa zu gebrauchen, hat er keine einzige aufzuweisen. Aber man soll die pessimistische Auffassung seines Wirkens auch nicht übertreiben. Hat er auch wenig genützt, so hat er immerhin Etwas genützt, so viel wenigstens, daß die auf ihn verwandte Mühe und Sorge sich bezahlt gemacht hat. Aus den Erschütterungen des Jahres 1866 wären wir nicht so schnell in das Geleise ruhiger Entwickelung zurückgekehrt, hätten Süd und Nord nicht so schnell den Pfad der Verständigung gefunden, wenn der Nationalverein die Gemüther nicht vorbereitet hätte. Das soll man nicht vergessen.

Der alte Nationalverein kämpfte für eine Regierung, die ihn verläugnete, die von seinen Bestrebungen Nichts wissen wollte oder Nichts wissen zu wollen vorgab. Er stritt für eine deutsche Einheit, und hatte über die Wege, welche zu derselben führen konnten, nur unklare, verschwommene Vorstellungen. In beiden Beziehungen hat sich die Lage jetzt sehr verändert. Die preußische Regierung kann und wird nationale Bestrebungen nie wieder verläugnen. Der Weg, welcher zur deutschen Einheit führen kann, ist jetzt klar vorgezeichnet. Er heißt: Anschluß der Südstaaten an den Norddeutschen Bund. Der alte Verein beschränkt sich darauf, die Gemüther zu erwärmen, für ein Ziel, das in Angriff genommen werden sollte, wenn die Zeit erfüllet sei. Der neue findet ein praktisch und scharf bezeichnetes Ziel vor und soll nur in nüchterner Weise die Wege berechnen, zu demselben zu gelangen. Der alte Verein suchte durch apostolische Wirksamkeit Propaganda zu machen; der neue soll die vorhandenen Partei-Elemente ordnen, festhalten, in Bewegung setzen.

Der Widerstand gegen die Bildung eines neuen Vereins gründet sich auf historische Momente. Die Fortschrittspartei in Preußen hat sich von der national-liberalen Partei geschieden, und die Scheidung hat ein gewisses Maß persönlicher Bitterkeit hinterlassen, das immer mehr steigt, je mehr die ursprünglichen sachlichen Gründe der Scheidung verblassen, je mehr eine Wiedervereinigung rathsam wird. Die nationalliberale Partei schließt verschiedenartige Elemente in sich, die sich aus persönlichen Gründen um so enger an einander anschließen, je näher der Zeitpunkt rückt, wo sie aus sachlichen Gründen gezwungen sein werden, sich zu trennen. Ein neues Band, das man um dieselben legen wollte, könnte den Erfolg haben, die bisher schwach verdeckte Divergenz hervortreten zu lassen.

Sieht man von diesen persönlichen Gefühlen ab, so stellt sich nach unserer Auffassung die Sache so: die Fortschrittspartei, die welt- und neuländischen Elemente der nationalliberalen Partei, und diejenigen Freiconservativen, welche sich der Richtung Braun-Bennigsen nähern, stimmen in einem wichtigen Grundgedanken überein: Sie wollen diejenige Basis, welche 1866 für die Einigung Deutschlands gewonnen wurde, um keinen Preis aufgeben. Ihr Eifer, diese Basis zu verbessern, hat ein sehr verschiedenes Maß. Aber sie sind einig darin, daß alle Wirksamkeit für die Herbeiführung befriedigender Zustände sich auf die Besserung, nicht auf den Umsturz des Vorhandenen richten muß.

Die Fortschrittspartei, oder um uns ganz concret auszudrücken, die Richtung Waldeck-Ziegler, steht wie wir Alle, auf dem Boden von 1866; sie will keine Auflösung des Norddeutschen Bundes, sie steht in schärfstem Gegensatze zu der Partei der „Zukunft", welche die Bundesverfassung nicht als Grundlage weiterer Entwickelung acceptirt. Sie wird von der Partei der „Zukunft" täglich in der schärfsten Weise angegriffen, und wenn sie diese Angriffe nicht erwiedert, so liegt dies nur daran, daß sie diese Partei für eine in Norddeutschland völlig ungefährliche, ja bedeutungslose hält. Die Fortschrittspartei will aber die zeitige preußische Regierung in ihren Einheitsbestrebungen nicht unterstützen, weil sie fürchtet, jede Unterstützung komme derselben auch für ihre reactionären Bestrebungen im Innern zu Gute, und die Gefahr dieser Reaction liegt klar vor Augen.

Gerade umgekehrt ist die Lage der nationalen Partei in Süddeutschland. Sie kann sich nicht verblenden über die Bedeutung und die Rührigkeit der Volkspartei, welche im Bunde mit den süddeutschen Particularisten und den Ultramontanen offen an dem Umsturze des Norddeutschen Bundes arbeitet. Dagegen liegen ihr die reactionären Bestrebungen der preußischen Regierung in weiter Ferne. Ist doch im Süden die nationalste Regierung zugleich die liberalste. Ein neuer Verein könnte und müßte dahin führen, daß die verschiedenen Bestandtheile der nationalen Partei sich gegenseitig besser würdigen lernen, daß jeder die Schwierigkeiten erkennt, mit denen der Andere kämpft. Die Süddeutschen können den Kampf für die nationale Idee, die Preußen den für freiheitliche Entwickelung keinen Augenblick aufgeben; sie würden sich sonst als Partei vernichten. Ein neuer Verein, der sich auf Fragen gemeinsamer Parteitaktik beschränkt, könnte von den segensreichsten Folgen sein.

Breslau, 25. September.

Die „Zukunft" ist natürlich mit der Berliner Wahl nicht einverstanden. Trotzdem Herr Klotz selbst gegen die Bezeichnung „Compromiß-Candidat" entschieden protestirt hat, belegt sie ihn doch mit diesem Namen und meint, daß „Nationalliberale und Fortschrittspartei in hellen Haufen für ihn gestimmt haben", so daß ihm eine weit größere Majorität als einem seiner älteren Collegen zugefallen sei. Wenn sie dabei denjenigen Wahlmännern einen Seitenhieb giebt, die erst für Leeden und dann für Klotz gestimmt haben, so kann man ihr nicht unrecht geben. Denn von politischer Klarheit und politischem Bewußtsein legt es allerdings kein günstiges Zeugniß ab, nach einander für zwei Männer zu stimmen, die in der nationalen Frage, d. h. in der Frage, die überhaupt jetzt die Parteien scheidet, im vollsten Gegensatz zu einander stehen. Für Waldeck und für Freese kann man nicht zugleich stimmen; wenn irgendwo, so gilt hier das Entweder — Oder!

Die Frankfurter Ausweisungs-Angelegenheit — so schreibt uns unser Berliner ∋-Correspondent — nimmt den ruhigen Verlauf, welchen alle nüchternen Beobachter vorausgesehen haben. Von einer Intercession der eidgenössischen Bundesbehörde zu Gunsten ihrer Scheinbürger ist Nichts zu hören, und die Sachwalter der Frankfurter Auswanderer finden sich naiv genug mit der Versicherung ab, daß die Schweiz noch keineswegs darauf verzichtet hat, eine diplomatische Beschwerde anzubringen. Die preußische Regierung kann jedenfalls mit der rein passiven Haltung der Schweiz einverstanden sein; aber man will in politischen Regionen noch bestimmtere Bürgschaften dafür besitzen, daß die leitenden Staatsmänner der Eidgenossenschaft nicht die mindeste Neigung haben, für den schmutzigen Schacher mit dem Bürgerrecht eine Lanze zu brechen.

Von einem hochgestellten Beamten im auswärtigen österreichischen Amte ist Bethlen's „Dipl. Wochenschr." folgende Mittheilung zugegangen:

„Die so vielfach ventilirte Reise des Grafen Beust bezeichnet einen Wendepunkt, sowohl in der äußern als in der innern Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die Basis der auswärtigen Politik des Grafen Beust bildete bis zu letzter Zeit das gute Einvernehmen und das Zusammengehen mit Frankreich. Die Krankheit Napoleon's hat die Unsicherheit der französischen Zustände in einer Weise enthüllt, die es dem Grafen Beust zur Pflicht macht, für seine auswärtige Politik eine festere Grundlage zu suchen, als der wankende Thron der Bonaparte's sie bieten kann.

Andererseits wird Graf Beust zu einer Annäherung an Preußen auch durch die feindliche Haltung der deutsch-österreichischen Politiker gedrängt, die jeden Ausgleich mit den Czechen perhorresciren und den Grafen Beust als den Urheber eines eventuellen Ausgleiches betrachten. Uebrigens kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Reise des Grafen Beust, namentlich sein Zusammentreffen mit Fürst Gortschakoff, den österreichischen Reichskanzler in seinem Vorsatz, den Ausgleich der Völker Oesterreichs zu befördern, nur bestärken wird.

Mit der Annäherung an Preußen werden auch die centralistischen Tendenzen Terrain verlieren und die innere Gestaltung Oesterreich Ungarns wird mit der neuen äußern Politik der Monarchie in Einklang gebracht werden."

Wir müssen natürlich dem „hochgestellten Beamten" die Gewähr für diese Mittheilung überlassen.

In Prag gehen wunderliche Dinge vor; Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung fallen förmlich auseinander. Der Magistrat hatte die Wählerlisten willkürlich zusammengestellt und dabei die deutschen Wähler „vergessen". Das ist zu Tage gekommen, und in Folge dessen legte der Bürgermeister sein Amt nieder, während die czechischen Mitglieder aus der Stadtverordneten-Versammlung ausscheiden wollen.

Aus **Italien** erfährt man, daß zwar alle Mittel aufgeboten worden sind, um den König zur Auflösung der Deputirtenkammer zu bewegen, daß derselbe sich aber fest erwiesen und daß man darauf die Einberufung des Parlaments so lange als möglich hinauszuzögern gesucht hat, da dieselbe den Sturz des Ministeriums unabweislich nach sich ziehen muß. Schließlich, so fügt eine Florentiner Correspondenz der „N. Z." hinzu, wird man aber doch daran gehen müssen; jetzt heißt es, soll der Zusammentritt am 15. November erfolgen. Die Ausgabe der Kirchengüter-Obligationen scheint, so sagt dieselbe Correspondenz, für die ersten Tage des October in Aussicht genommen zu sein; dieselbe wird für Rechnung der Regierung stattfinden, und diese wird der betreffenden Gesellschaft die 60 Millionen Fr. in Gold zurückzahlen, welche ihr von derselben zu 8 pCt. vorgestreckt worden sind. Wenn unvorhergesehene Umstände es nicht gestatten sollten, die Obligationen zu günstigen Bedingungen auszugeben, so wird die Operation aufgeschoben werden, jedoch nicht über Ende dieses Jahres hinaus. Die Gesellschaft erhält eine Provision und außerdem einen Antheil an dem Erlös, wenn für die Obligation ein Preis von über 60 Frs. in Gold erzielt wird. Von allen Finanzoperationen, die Graf Cambray-Digny gemacht hat, scheint dieses die am wenigsten ungünstige gewesen zu sein.

Interessant ist die Art und Weise, wie die „Correspondance italienne" die beiden Congresse zu Basel und zu Lausanne bespricht. Die Ausschweifungen des ersten, der das Eigenthum abschaffen wollte, würden — so meint nämlich das gedachte Blatt — alle bessern Elemente der Gesellschaft zur Bekämpfung einer Gefahr vereinigen, die noch nicht gerade drohend, aber doch vorhanden sei. Der Friedens-Congreß habe sich von solchen socialen Ausschreitungen fern gehalten, dagegen im Politischen die Principien der Freiheit und Gleichheit auf eine Spitze getrieben, daß eine Verwirklichung derselben in solcher Gestalt einen steten Krieg aller gegen alle und einen Ostracismus der schlimmsten Art, die Verfolgung jeder über die Menge hervorragenden Kraft oder Autorität, zur Folge haben müßte.

Aus **Rom** meldet man dem Wiener „Wanderer" in Betreff des Concils, daß man eine außerordentliche Cardinalcongregation abgehalten hat, um zu berathen, was beim unerwarteten Ableben Napoleons zu geschehen habe. Schließlich, heißt es, sei der Vorschlag des Cardinals Antonelli durchgedrungen, das Concilium nur in dem Falle zu vertagen, wenn in Frankreich Unruhen ausbrächen. Die Gesammtzahl der bis jetzt zum Concil in Rom eingetroffenen Prälaten beträgt der „A. Z." zufolge nicht mehr als 641, wobei 31 Cardinäle wie die in der Curie ständigen Erzbischöfe und Bischöfe mitgerechnet sind.

In **Frankreich** scheint man sich bei Hofe gegenwärtig wieder vollständig in das reactionäre Fahrwasser begeben zu haben und auch entschlossen zu sein, der nächsten Kammer vorerst kein Opfer im Präfecturpersonal zu bringen. Dagegen scheint die Regentschaftsfrage allerdings in der nächsten Zeit irgend einen Anstoß erfahren zu sollen (siehe „Paris"). Auch scheint es mit dem Wiedereinlenken in das reactionäre Geleise zusammenzuhängen, daß man wieder den auswärtigen Verhältnissen, namentlich den deutschen, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt. So rückt unter Anderen der „Peuple français" dem „Journal des Debats", welches den vielfach erörterten Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund als durchaus nichts Außerordentliches behandelt hatte, mit folgenden kategorischen Fragen auf den Leib: „Ist es wahr oder nicht, daß die Frage des Eintritts des Großherzogthums Baden in den Norddeutschen Bund gegenwärtig gestellt ist? Ist es wahr oder nicht, daß Preußen daran mit ebenso viel Geheimhaltung als Eifer arbeitet? Halten Sie dafür, daß dies den Interessen Frankreichs entsprechend wäre? Glauben Sie endlich, daß dies dem Buchstaben und dem Geiste des Prager Friedens entsprechend wäre?"

Im Uebrigen ist die allgemeine Aufmerksamkeit natürlich noch vorwiegend dem Schreiben des Pater Hyacinthe zugewendet, der sich von den ultramontanen Blättern die ungemessensten Grobheiten sagen lassen muß. So meint z. B. der „Univers":

„Der P. Hyacinthe tritt aus seinem Kloster und aus seinem Orden und hat nur noch einen Schritt zu thun, wenn er ihn nicht schon gethan hat, um auch aus der Kirche auszutreten. Wir haben nur das Datum seines Abfalls; aber es ist schon länger her, daß diese mittelmäßige Frucht sich abgelöst hat. Das Ereigniß wird leider Niemanden überraschen. Die letzten Adventspredigten ließen es hinlänglich voraussehen; die Rede auf dem Friedens-Congreß und andere Anzeichen genug kündigten es gewissermaßen ausdrücklich an. Was die Motive betrifft, so wird man sie in dem Briefe lesen. Sie verrathen namentlich eines, ein recht armseliges Hirn. Dieser Kirchenlehrer, welcher seit zwei Jahren der Popularität so niedrige Opfer brachte, giebt jetzt vor, er sei verfolgt, und protestirt „gegen jene Lehren und Uebungen u. s. w." Das ist nicht neu und es ist eher die Sache anderer „Protestanten", als jener, von denen er sich lossagt, ihm zu antworten. Die Katholiken werden sich damit begnügen, nachzuweisen, daß er eine logische Bahn verfolgt hat und daß sein Ausgangspunkt ihn dahin führen mußte, wo er jetzt steht. Er aber, der nun des heiligen Kleides entäußert ist, welches er auf die Straße des modernen Denkens geworfen hat, er wird bald genug, wenn nicht den Irrthum seines Herzens, so doch den Irrthum seiner Eitelkeit erkennen. Der P. Hyacinthe empfing einen gewissen Glanz von diesem Kleide, aus dem er sich einen Schmuck machte, statt daß es ihm hätte eine Rüstung sein sollen; Herr Loyson (dies ist der Familienname des Paters) wird nur noch wenig vorstellen. Er kann sich darauf verlassen, daß er seine letzte Aufsehen erregende Phrase gesprochen hat und er wird nicht einmal den „Hyacinthismus" gründen. Es ist aus; der Wind entführt die ihres Wassers beraubte Wolke."

Außer der ultramontanen Welt hat das Schreiben des Pather Hyacinthe übrigens, wie freilich bei deren für die weltliche Gewalt des Papstes begeisterten Anschauungen nicht überraschen kann, auch die Herren Guizot und Thiers außerordentlich unangenehm berührt. In die der alten diplomatischen Schule entwachsenen Kreise der Faubourg St. Germain hat es dagegen die vollständigste Verwirrung gebracht. Man weiß dazu durchaus keine Stellung zu nehmen. Sehr richtig bemerkt eine Pariser Correspondenz der „N. Pr. Z.":

„Ich halte die Schrift des Bischofs Maret von Sura (in part. inf.) über das Concil für viel wichtiger in Bezug auf die Stellung der französischen Kirche zu Rom, als das Auftreten seines Freundes Hyacinthe, der vielleicht nur durch einen letzten Nadelstich von Seiten seiner Ordensregierung sich zu dieser offenen Absage reizen ließ. Durch Marets Schrift sollen bereits zwei mächtige Prälaten, die bis jetzt für sehr Römisch galten, für die französische Kirche gewonnen sein; man sagt das wenigstens nicht nur von Monf. Pie, Bischof von Poitiers, sondern auch von Monf. Dupanloup, Bischof von Orleans. Ist das sicher, so mögen die ultramontanen Blätter jetzt immerhin über den Hyacinthismus, die neue Religion, spotten, es wird ihnen bald genug vergehen."

Für die **englische Presse** ist die cubanische Frage bald wieder die wichtigste geworden. Die erste Mittheilung über das Ankaufsproject, welche unter das Publikum gelangte, war vor einiger Zeit in dem City-Artikel der „Times" ans Licht gekommen, und auch jetzt, wo die Sache von allen Seiten entschieden in Abrede gestellt wird, taucht an derselben Stelle eine Art Erklärung auf, in welcher gesagt wird, trotz allem, was man dagegen vorbringen möge, habe die Sache doch ihre Richtigkeit. Andererseits läßt sich die „Morning Post" von ihrem Pariser Correspondenten als authentische Mittheilung berichten, daß am Montage amtliche Depeschen, enthaltend die Ansichten der spanischen Regierung und ganz im Einklange mit Prim's Sprache von Madrid in Paris eingelaufen seien. Es sei nach dem Inhalt derselben aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß die spanische Regierung sich in den letzten Tagen entschlossen habe, mit Amerika oder den Cubanern selbst behufs gänzlicher Emancipirung der Insel von spanischer Herrschaft zu unterhandeln, immer unter der Voraussetzung, daß solches möglich sei, ohne den Stolz der spanischen Nation zu beleidigen und daß der spanische Schatz seine Rechnung dabei finde. Am Schlusse heißt es, die Verhandlungen seien zwar noch nicht begonnen, doch könnten dieselben sofort angeknüpft werden. Was General Sickles anbetrifft, so hat die „Times" Grund zu glauben, daß derselbe nicht nur in Washington neue Instructionen nachgesucht, sondern auch in der Zwischenzeit die vielbesprochene Note, welche in Spanien so viel Anstoß erregte, zurückgezogen habe.

Aus **Spanien** meldet die „Corr. Havas", daß die Throncandidaturfrage eine von denen sein wird, welche die Cortes zuerst beschäftigen. Der Zustand der Unordnung, in welchem sich Andalusien befindet, hat, so schreibt man jener „Correspondance", die Idee hervorgerufen, ein Gesetz öffentlicher Ordnung zu erlassen, das unmittelbar zur Anwendung kommen soll. Es kommt häufig vor, daß eine Menge Individuen ihr Domicil verändern, von einer Provinz in die andere übersiedeln und, bezahlt von den Feinden der Freiheit, Unordnung anstiften. Ein Gesetz der öffentlichen Sicherheit würde diesem Zustande ein Ende machen; es ist mithin wahrscheinlich, daß diese Frage der Kammer schnell vorgelegt werden wird. Unter den Gerüchten bezüglich der Throncandidaturen existirt auch das eines Sohnes von Montpensier; ein Argument zu seinen Gunstes ist das, daß er in Spanien geboren, also kein Fremder ist, ein Umstand, der immer gegen den Vater geltend gemacht wird. Die Haltung der Vereinigten Staaten soll sich, wie erzählt wird, in Folge der Vorstellungen geändert haben, welche von Mächten, die Colonien in der neuen Welt haben, ausgegangen sind. Die Regierung trifft ihre

Vorbereitungen für den Fall, daß die Republikaner für zweckmäßig erachteten, den Kampf aufzunehmen.

Deutschland.

= **Berlin,** 24. Septbr. [Vom Hofe. — Die Baden'sche Thronrede. — Denkmal Schinkel's. — Neues Gefängniß.] Se. Majestät der König ist heute nach Ludwigslust zur Uebernahme der Pathenstelle bei der jüngst geborenen Tochter des Großherzogs gereist. Der König wird am Sonntag hier zurück erwartet. — Die an dieser Stelle zuerst gegebene Nachricht von der Reise des Kronprinzen über Wien bestätigt sich und es darf heute hinzugefügt werden, daß der Besuch auf besondere herzliche Einladung des Kaisers von Oesterreich erfolgt ist. — Im Laufe des heutigen Nachmittags kannte man hier durch den Telegraphen den Inhalt der Badischen Thronrede, welche hier durch die warme Betonung der nationalen Situation überhaupt einen sehr günstigen Eindruck machte. Die Rede stellt die Beziehungen des Großherzogthums zum Nordbunde völlig klar und führt, die Anschluß-Gerüchte, die in den letzten Tagen so viel von sich reden machten, auf das richtige Maß zurück. Es sei übrigens erwähnt, daß jene Angaben hier nur wenig Glauben fanden, so daß es der Dementirung eben so wenig als der Erregung der bairischen Presse bedurft hätte. Letztere giebt neuen Anhalt für die auffallende Rückhaltung, welche, wie wir heute wohl andeuten dürfen, die Baiern in letzter Zeit bei jeder Berührung der nationalen Frage gezeigt haben. Leute, welche mit den süddeutschen Verhältnissen sehr vertraut sind, meinen, daß kaum eine Kundgebung auf dem bezüglichen Gebiete seitens der Zweiten Badischen Kammer zu erwarten sei, daß man sich dessen aber zu der Zweiten Hessischen Kammer versehen dürfe. — Zu dem Denkmal Schinkel's, welches vor der Bau-Akademie zwischen den Statuen von Beuth und Thär seinen Platz finden soll, ist bereits der polirte Granitsockel aufgestellt. — Das neue Gefängniß-Gebäude, welches in der Jungfernhaide am Plötzensee aufgeführt wird und als Polizei-Gewahrsam an Stelle der Stadtvogtei benutzt werden soll, geht seiner Vollendung entgegen. Es ist ein sehr umfassendes Gebäude, während die jetzt benutzten Gefängnißräume sich längst als unzureichend erwiesen haben.

⊡ **Berlin,** 24. September. [Amendirung der Kreisordnungsvorlage und die Position des Grafen Eulenburg. — Keine Mandatsannahme der 1848er. — Reise des Kronprinzen nach Oesterreich. — Stand der badischen Anschlußfrage. — Cartellconvention. — Baierns Partikularismus und Nationalliberalismus.] Die officiösen Angriffe auf die voraussichtliche Position der Nationalliberalen zum Kreisordnungsentwurfe, werden gutem Vernehmen zu Folge eher als Sporn dienen, das Project einer Amendirung des Gesetzentwurfes durchzuführen. Selbstverständlich wird die Ankunft der Parteimitglieder aus den Provinzen abgewartet werden müssen, um endgültige Beschlüsse zu fassen. Die Neigung des Ministers des Innern zu einem Compromisse wird dem Wunsche zugeschrieben, seine Stellung gegenüber anderweitigen Bedrängnissen durch das Zustandekommen der Kreisordnung zu sichern. Vorläufig beschränkt sich das Entgegenkommen auf die Abschaffungen büreaukratischer Einrichtungen und weniger auf die Vorrechte der Aristokratie. — Der alte würdige Harkort folgt in sofern dem Beispiele Waldecks, als er nach Schluß der Legislaturperiode sein Mandat der Bürgern zurückgiebt. Wie wir hören, sind auch andere Abgeordnete der Fortschrittspartei entschlossen, kein Mandat mehr anzunehmen, darunter auch jene, welche den schlesischen Wählern nahe stehen. Auch unter den rheinischen und westphälischen Abgeordneten der Fortschrittspartei tritt eine sichtliche Ermüdung ein und die liberale Partei wird gut thun ihre Organisation für die nächsten Wahlen bei Zeiten zu beginnen. — Die Nachricht wird sich wohl erst bestätigen müssen, daß der Kronprinz eine freundliche Einladung des Kaisers von Oesterreich zum Besuche des Hoflagers in Gödöllö erhielt. Wahrscheinlich klingt jedoch die Annahme, daß der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy eine solche Einladung lebhaft befürwortet haben soll. — Hiesige parlamentarische Freunde der badischen Landtagsmitglieder haben die Mittheilung erhalten, daß die Minister des Großherzogs keine verantwortliche Stellung zu einem Anschlußantrage nehmen können, wenn nicht vorher die preußische Regierung die Modalitäten feststellt, unter welchen die Einverleibung Badens in den Nordbund erfolgen soll. — In gut informirten Kreisen will man wissen, daß hier keine Neigung besteht, die Cartellconvention mit Rußland zu erneuern. — Auf Baiern ist man weder in Regierungskreisen noch Seitens der nationalliberalen Partei gut zu sprechen. Das Zögerungssystem in Bezug auf die Einführung erprobter Einrichtungen der norddeutschen Bundesarmee wird in München festgehalten, trotzdem man auf bedeutende Concessionen rechnete. Ebenso ist die bairische Fortschrittspartei nicht geneigt den nationalen Wünschen ihrer Gesinnungsgenossen im Norden zu entsprechen und einen bezüglichen Antrag in der zweiten Kammer zu stellen. Die Angelegenheit wird die Organisation der gesammten Partei nicht stören. Jedenfalls werden sich die bairischen Ultramontanen über das Gerücht beruhigen können, welches von dem Abschlusse eines geheimen Einverleibungsvertrages fabelte. Graf Beust soll wieder dafür gesorgt haben, daß die nationalliberalen Bäume nicht in den bairischen Himmel wachsen.

∍ **Berlin,** 24. Septbr. [Graf Beust. — Die preußisch-österreichischen Beziehungen.] Es ist jedenfalls eine Genugthuung für den Grafen Beust, daß er es in seiner Macht hat, wenn auch nicht die Triebräder weltgeschichtlicher Ereignisse, so doch die Federn der Diplomatie und der Presse jederzeit in Bewegung zu setzen, namentlich wenn es an wichtigeren und unterhaltenderen Stoffen fehlt. Auch auf seinen jüngsten Reisen hat die theilnehmende Aufmerksamkeit eines großen Publikums dem Reichskanzler der österreichischen Monarchie das Geleit gegeben. Die heutige Welt ist zu erfahren und gegen den diplomatischen Sprachgebrauch zu mißtrauisch, als daß sie sich leichtgläubig zufrieden geben sollte, wenn es dem Grafen Beust beliebt, seine Pendelbewegungen zwischen Frankreich, der Schweiz und den süddeutschen Residenzen als eine „Erholungsreise" zu bezeichnen, Niemand würde dem vielgeschäftigen Staatsmann eine Erholung mißgönnen, und auch dagegen läßt sich Nichts einwenden, wenn derselbe eine Erholung darin findet, ambulatorische Politik zu treiben. Nur Eins ist zu wünschen: daß der Reichskanzler seine Fähigkeiten und seinen Einfluß lieber auf die loyale Verwirklichung seines oft proclamirten Friedens-Programms verwenden möge, als auf das unfruchtbare Bemühen, in den Entwickelungsgang der deutschen Bewegung hemmend einzugreifen und für diesen Zweck die Allianz des Auslandes anzurufen. Von Anfädelungen der letzterwähnten Art, denen ja die gegenwärtigen europäischen Constellationen überaus ungünstig sind, hat man in jüngster Zeit Nichts vernommen, und die Gerüchte über eine aussichtsvolle Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich haben zum Mindesten die thatsächliche Grundlage, daß augenblicklich weder in den Verhältnissen, noch in den erkennbaren Stimmungen ein ernstliches Hinderniß nachweisbar ist. Unter diesen Auspicien ist es wohl nicht ganz unberechtigt, wenn man dem Erscheinen des Grafen Beust bei der Königin Augusta und dem, wie es heißt, auf Grund einer Einladung in Aussicht gestellten Besuch des Kronprinzen in Wien eine gewisse Bedeutung beilegt. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die nach dieser Richtung hin steuernden Vermuthungen bald einen festeren und ergiebigeren Kern erhalten werden. Schon jetzt aber ist es als eine beachtenswerthe Thatsache zu constatiren, daß innerhalb Preußens sich von keiner Seite eine Stimme erhebt, um die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu Oesterreich zu bekämpfen. In allen politischen Regionen, in den Lagern aller Parteien ist man darüber einverstanden, daß Deutschland und Oesterreich naturgemäß auf ein Bündniß angewiesen und im Stande sind, sich durch ein solches Bündniß gegenseitig ihre friedliche Entwickelung zu verbürgen. Wenn die österreichische Staatskunst ohne Voreingenommenheit diese Stimmung der Geister zu würdigen verstände, so wäre für Deutschland und Europa viel gewonnen.

Königsberg, 22. Septbr. [Volksversammlung.] In der heutigen, von 90 angesehenen Bürgern berufenen, sehr zahlreich besuchten, polizeilich überwachten Volksversammlung „zur Besprechung des Unglücks auf der Schloßbrücke" während des Provinzial-Logenfestes und der königlichen Gondelfahrt am 13. d., wurden unter Leitung des Dr. Dinter, mit Bezug aaf die Sicherheitsbehörde und die Presse, zwei Resolutionen nach sehr lebhaften Debatten besprochen und einstimmig angenommen. Dieselben lauten:

I. In Erwägung, daß

1) ein großer Andrang des Publikums auf der Schloßbrücke vorauszusehen war,
2) eine genügende Untersuchung der Festigkeit des Brückengeländers kurz vorher sicher nicht stattgefunden haben kann,
3) eine zureichende Anzahl von Polizeibeamten, allen Aussagen zufolge, nicht zur Stelle gewesen ist,
4) das empfohlene Rechtsgehen bei der Enge der Brücke unausführbar war,
5) die nach der Erklärung der Polizeibehörde daselbst nicht angemeldete Illumination der Brücke von derselben nicht verhindert worden ist,
6) daß im Fall eines Unglücks weder die Feuerwehr noch ein Rettungsboot (eingezogenen Erkundigungen zufolge) vorhanden war,

erklärt die hier anwesende Volksversammlung, daß seitens der Behörde die zum Schutze des Publikums und zur Verhütung des Unglücks erforderlichen Maßregeln nicht getroffen worden sind.

II. In Erwägung, daß

die Hartungsche wie die Ostpreußische Zeitung, statt zeitig einen ausführlichen Bericht über das erschütternde Ereigniß vom 13. d. M. zu bringen, bemüht gewesen sind, die traurigen Thatsachen zu verschweigen, daß sie sachgemäße Berichte zurückgewiesen und gelegentlich sogar in frivoler Weise die Unglücksfälle besprochen haben,

drückt die Versammlung über das Verhalten der hiesigen Presse ihre ganze Entrüstung aus.

Königsberg, 24. Septbr. [Bei dem Diner], welches der commandirende Herr General am 16. d. M. Sr. Majestät dem Könige in Böhmenhöfen bei Braunsberg gab, hatte die erste Compagnie des 43. Regiments die Ehrenwache. Der König ließ die Compagnie unter Musik vorbeimarschiren, wobei seine Aufmerksamkeit u. A. auch auf den großen Paukenhund gerichtet wurde, der die auf einem kleinen Wagen liegende große Pauke des Musikcorps zieht. Es wurde mitgetheilt, daß Wagen und Pauke eine Siegestrophäe der Kapelle des Regiments wäre, welche im Kriege 1866 und zwar im Gefecht von Tobitschau erbeutet wäre. Der im Kampfe erschossene Originalhund sei später durch den Paukenhund ersetzt, welcher gegenwärtig den erbeuteten Wagen zieht. Während des Diners äußerte sich der König sehr anerkennend über die virtuosen Leistungen des Pistonbläsers Herrn Romanowsky bei Gelegenheit des vorgetragenen Dessauer-Marsches unter der Bemerkung: „Wie viel Lungen haben Sie denn, wenn Sie ohne abzusetzen, minutenlang dreinschmettern?" Zum Musikmeister gewendet, äußerte der König: „Sie heißen Parlow, sind Sie ein Bruder des Musikmeisters Parlow, der 1865 von Mainz aus zu Concerten nach Paris berufen wurde, und der bei dem Regimente (in Frankfurt a. M.) steht, welches merkwürdiger Weise die Regimentsnummer (von 43) in umgekehrter Weise (34) trägt?" Nachdem die Frage bejaht und der Großfürst Nikolaus den Musikmeister Parlow ersucht hatte, ihm den hier vorgetragenen Steinmetz-Marsch in einer Copie zukommen zu lassen, der ihm außerordentlich gefallen habe, wandte sich der König noch einmal an Herrn Parlow, äußernd: „Großfürst Nikolaus ist mein Neffe, vergessen Sie ja nicht, ihm den gewünschten Marsch zukommen zu lassen." Dem Musikmeister Parlow ist, wie wir später erfahren, vom Könige ein Ehrenzeichen zu Theil geworden. (K. H. Z.)

Hamburg, 22. Septbr. [Der französische Militär-Bevollmächtigte und das Zollamt.] Gegen Ende voriger Woche ist bei der hiesigen vereinsländischen Zoll-Abfertigung auf dem Berliner Bahnhofe ein an sich sehr unbedeutender Vorfall vorgekommen, der aber wegen der dabei betheiligten Persönlichkeit der Oeffentlichkeit verfallen muß. Wegen der Freihafenstellung der Stadt ist es erforderlich, daß die Effecten der Reisenden nach dem Inlande auf dem Bahnhofe vor dem Betreten des als schon im Zollgebiete liegenden Perrons zollamtlich revidirt werden. Als daher im angegebenen Falle ein fremder Herr einen größeren Koffer unrevidirt nach dem Perron wollte transportiren lassen, ward ihm dies von dem dort postirten Zoll-Officianten pflichtmäßig verwehrt und ihm ohne alle Unhöflichkeit bedeutet, seine Effecten vorher revidiren zu lassen. Dies nahm jener Herr indeß sehr übel und erlaubtt sich Schimpfreden und sogar Thätlichkeiten gegen den durch seine Uniform hinlänglich legitimirten Officianten. Auf Anordnung eines

---

Berliner Herzensergießungen.

Berlin, 23. September.

Mit dem Berliner Sommer ist es doch nun wohl vorüber. Tag für Tag haben Sturm und Regen ein Duett executirt, wie in unerquicklicher Ehe das Toben eines rohen, rauhen Haustyrannen und die Thränenfluthen der duldenden Gattin ähnliche zum Besten zu geben pflegen. Es ist eine peinliche Lage, in solchen conjugalen und meteorologischen Kämpfen Zuschauer sein zu müssen, aber doch wohl Aussicht vorhanden, daß es, bevor die Erde sich im spätherbstlichen Schmutze wälzt — wir kehren uns nicht daran, daß Knaak ihr das Wälzen und und unanständige Walzen durch den Weltenraum verboten — doch noch einige Sonnenblicke uns vergönnt sein werden. Mein Barometer, der gestern seine turnerischen Kletterkünste zu machen begann, ein milder Hauch, der sich vielleicht vom Suezcanal zu uns verirrt hatte, und in der letzten Tageshelle ein im letzten Abendsonnenstrahl „wirbelnder" Mückenschwarm, so wie in späterer dunkler Stunde die Flug- und Schwirr-Uebungen einer lichtscheuen Fledermaus, die vielleicht gerade aus einem frommen Conventikel rückkehrte und noch erfüllt von dort gewonnenem Andachtsrausch ihre heimathliche Hausthür nicht zu finden vermochte — alles dies deutet auf „schön Wetter". Es giebt in Berlin manches Widerwärtige, wozu ich auch diesen Uebergang vom Sommer zum Winter durch den Tunnel des Herbstes zähle, der bei der Lampenbeleuchtung eben nichts Verlockendes gewahren läßt, und in dem wir der Locomotive, die unser Dasein weiter schleppt, immer zurufen möchten: „Vorwärts! vorwärts!" Ich beneide die Süddeutschen, die für diesen Herbst-Semmering-Uebergang keine Tunnels, sondern Viaducte benutzen, von denen herab der Blick frei noch auf das letzte Grün fällt, und der Jubel der Bachus-Erntefeste zu ihnen hinauftönt. Es ist unangenehm, daß unsere norddeutsche Region dieser Zeit aller Feste entbehrt, und uns darum jede extraordinäre Erregung aus der landläufigen Alltäglichkeit mangelt. In meiner Jugend schimmerte mir doch wenigstens der Martinabend mit dem nach alter Sitte an diesem Tage zum ersten Male Bürgerrecht im Bürgerhause gewinnenden Gänsebraten im Glanze seiner braunen Kruste in diese festarme Zeit hinein, während die vorgeschrittene Gourmandise uns jetzt auch dieses Herbstvergnügens beraubt und schon zu Pfingsten die Gänsekindlein von der pommerschen Mutterbrust reißt und sie dem Tode weiht.

Weniger zum Mißvergnügen geneigte Gemüther, wie das meinige, wissen sich zu trösten. Es giebt Leichtfertige genug, die zufrieden sind, am Abend im königlichen Opernhause Lucca-Triller einzuschlürfen und einen Schluck „getragener Niemann-Töne" darauf zu setzen. Ich habe neulich diesem Nectar- und Ambrosiusgenuß entsagt, und im königlichen Schauspielhause die Firma: „Schleicher und Genossen" aufgesucht, die uns Rudolf Genée als seine, von dem eigentlichen Vater Sheridan übernommene ganz gesunde Pflegekinder vorgeführt. Ohne weitere Phrasen: ein gutes, tüchtiges Lustspiel, dem wir viele ähnliche Nachkommen für diesen Winter wünschen. Und doch erdreistete sich am ersten Aufführungsabende eine Art Opposition ihr Veto einlegen zu wollen, die wir als eine sich überhebende unchristliche, vom christlich-kritischen Standpunkt ganz entschiedenst zurückweisen müssen. Einige israelitische Jünglinge thaten über das Erscheinen des „jüdischen Mäkler Krakauer" empört. Wenn sie dem „Geschäftsmann" ihr Unbehagen zu erkennen gaben, der übrigens nicht von dem Bearbeiter Genée erfunden, sondern ursprünglich in dem alten englischen Musterlustspiel vorhanden, so finden wir, soweit es die Natur des „Geschäfts" des Herrn Krakauer betrifft, gar keinen Grund dazu, da er sich keines andern „Vergehens" schuldig macht, als unsere Zwickauer und Leipziger und unsere Christen Müller und Schulze, nehmlich 20 bis 30 Procent bei Darlehen zu nehmen, wenn irgend einer etwa darauf hineinfällt. Seit der Aufhebung der Wuchergesetze rangiren ja dergleichen „Geschäfte" ohnedem auch nicht mehr unter Vergehen oder Verbrechen. Die Rolle wurde von Herrn v. Stranz (Fernand) trefflich gespielt.

Das Bühnenstück hat in einer Woche fünf volle Häuser gemacht und wird voraussichtlich ein Repertoirstück für das Publikum bleiben, das nicht ausschließlich auf das Distelfutter mit Couplets nnd Possenzoten verpicht ist. — Im Victoria-Theater werden uns, dort ungewohnte Kunstgenüsse durch das fortdauernde Gastspiel Hendrichs bereitet, dem letzten Romantiker der deutschen Bühne, dem all' seine Nachahmer kaum bis an die Schultern reichen. Er trat gestern in einer neuen Arbeit von Max Ring: „Ein deutsches Königshaus", unter stürmischem Beifall auf, wird in den nächsten Tagen eine seiner Prachtrollen, den „Egmont" geben, nachdem sein „Struensee" bereits sechs Vorstellungen vor überfüllten Häusern erlebt. Wenn ich mich diesmal außergewöhnlich länger mit der „Welt des Scheins" beschäftigt, so möge dies die momentane Begebenheits-Armuth der „Welt des Seins" rechtfertigen. In beiden Weltrichtungen verspricht uns der October reichere Ausbeute, da dann aus dem Treibhaus der neuen Gewerbefreiheit die Bühnen, wie Pilze aus der Erde schießen werden, und von dem Tri-Bühnen des Herren- und Abgeordneten-Tempels die Lehren der Staats-Weisheit in Abondance uns zufließen werden. Unser norddeutscher Reichskanzler ahmt seiner berühmten künstlerischen Freundin Lucca nach, läßt sich seinen Urlaub verlängern und „spielt vor der Hand noch nicht mit."

Das Programm des „Vierten deutschen Protestantentags am 6. und 7. October d. J." liegt vor uns mit dem erläuternden Zusatz: „in der städtischen Turnhalle"! Also doch Zuschließung der und Ausschließung aus den protestantischen Kirchen! Vielleicht hätte ein gutes Wort bei unsern braven Dominikanern in Moabit eine gute Statt und die deutschen Protestanten bei ihnen eine gastlich-geistliche Stätte gefunden. Allen denen, die keiner Perrücken bedürfen, stehen ob solcher Absonderlichkeit die Haare zu Berge. Man hat übrigens in der Turnhalle, wenn auch nicht auf Kosten des Cultusministeriums, für Kanzel und Altar gesorgt und der Geist, der dort einziehen wird, dürfte dieser improvisirten Kirche die Weihe verleihen, die ex officio ihr versagt wird. Man muß eben der Zeit und den Zuständen der Gegenwart Rechnung tragen als loyaler Staatsbürger, bis eben die Zukunft uns erlaubt, den Hymnus anzustimmen: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis!" während wir uns jetzt noch mit dem alten Volksliedchen trösten: „Es kann ja nicht immer so bleiben!" dessen poetische Wahrheit wir ja genugsam erkennen gelernt haben.

In unsern friedfertig-kirchlichen Betrachtungen irretirt uns ein schon den ganzen Vormittag hindurch gewaltig dröhnender Kanonendonner. Da heute der Geburtstag Theodor Körner's ist, dessen militärisch-patriotische Begeisterung ein früher Tod auf den Fluren Mecklenburgs zum ewigen Schweigen brachte, so habe ich heute bei den ersten Kanonenschüssen den Verdacht gehegt, daß man den Festtag des Heldensängers in dieser Weise feiern wolle. Es war aber wieder nichts, als das seit Monaten sich täglich wiederholende Probiren Krupp'scher Metallschlüssel, um den Betreffenden die Pforten zur Ewigkeit auf die leichteste Weise zu erschließen. Da wir gleiche Kanonensprache am Humboldtfeste zu hören Gelegenheit gehabt, und diese sich eben heute an Körners Geburtstage wieder eben so deutlich vernehmen läßt, so erinnert uns dies an die nahe Beziehung der beiden Namen, die mir jetzt erst bekannt geworden, nämlich, daß das Haus, in welchem unser Weltgelehrte lange Jahre bis zu seinem Tode in der Oranienburger-Straße gewohnt, Eigenthum des Vaters des so jung dem Leben entrissenen Heldendichters gewesen. Es giebt wirklich in Berlin eine Menge Stätten, in denen manche interessante Erinnerung fortlebt. Wir wollen nächstens einen Streifzug durch dieselbe machen. Die Ausbeute sei dann Ihrem Feuilleton-Souterrain geweiht.

Unser Magistrat, dem so oft der Vorwurf der Verschwendung, namentlich bei dem Bau des vielbesprochenen Rathhauses, gemacht worden, hat jetzt einen eclatanten Beweis seiner Umkehr zum Sparen gegeben. Man erinnert sich, daß am 5. d. Mts. der erwähnte Palast der Väter der Stadt auf dem Punkte stand, veranlaßt durch ruchlose Hand — als deren Besitzer ein Hausbeamter verdächtig — in Flammen unterzugehen. Der erste Entdecker des bedrohlichen Rathhausschicksals war ein „Kanzlei-Diätarius", der den ungewöhnlichen Namen Schulz führt, und sofort durch den telegraphischen Apparat, zu welchem er nur gelangen konnte, indem er eine Glasscheibe zerschlug und sich dabei die Hand bedeutend verletzte, das Signal an die Feuerwehr gab, außerdem zur nächsten Feuerwache eilte, um persönlich diese zu raschester Hilfe herbeizurufen. Dafür hat Magistrat und Stadtverordnete dem Manne eine Prämie von baaren — zwanzig Thalern gezahlt! Ist denn unter den Stadtvätern „kein Dalberg" vorhanden gewesen, der die würdigen Consuln erinnert, wie theuer der Stadt, wenn der Brand nicht so rasch unterdrückt worden wäre, ein Rathhaus-Phönix zu stehen gekommen wäre? Wie diese Prämiirung ungefähr den Betrag für eine Feder aus den Flügeln dieses Wiederauferstehungs-Vogels bildet? Aus der Privattasche des hochlöblichen Stadt-Collegiums sind ja überdem diese zwanzig Thaler nicht geflossen, warum bei solcher Veranlassung diese ungewohnte Bescheidenheit gegen den, von uns gefüllten Stadtseckel, den doch sonst die Herren nicht mit solcher Blödigkeit in Anspruch zu nehmen pflegen? Und diese Zwanzig-Thaler-Belohnung wird noch groß und breit in den Zeitungen verkündigt. Da wäre denn doch Schweigen weiser gewesen. Wir würden, wenn es in der Stadtkasse augenblicklich an baarem Gelde mangelt, vorschlagen, dem „Rathhausretter" die noch immer als Verunzierung vor dem Prachtbau sich breit machende vielbesprochene „Gerichtslaube" als Zugabe zu jener Baarsumme zu schenken, um so das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen. Jedenfalls ist die Beharrlichkeit dieses alten Steinhaufens, die mit der des famosen, von unsern Lohndienern jedem Fremden als Curiosität gezeigten „Eisbocks" — eins der seltsamsten Bauwerke Berlins — wetteifert, zu bewundern. Beide erinnern uns an Minister, denen Jedermann im Volke die Ruhe in ländlicher Zurückgezogenheit wünscht, die dem gegenüber aber mit heiterem Hohn auf

obern Beamten der Zollstätte sollte wegen des ungebührlichen Benehmens des Fremden zu dessen Verhaftung durch die auf dem Bahnhofe stationirten hamburgischen Polizeiofficianten geschritten werden, worauf sich derselbe als kaiserlich französischer Militär-Bevollmächtigter zu Berlin, Herr v. Stoffel, zu erkennen gab. Sobald dies geschehen war, wurde augenblicklich in Anbetracht seines diplomatischen Charakters von einer Verhaftung des Herrn v. Stoffel Abstand genommen, und reiste derselbe, ohne daß er wegen seiner Uebereilung irgend Entschuldigung vorgebracht hätte, nach Berlin ab. Das hiesige Haupt-Zollamt hat aber selbstverständlich über diesen Vorfall an die obere Behörde in Berlin berichtet, und muß nun das Weitere abgewartet werden. Daß die Sache sich ruhig im Sande verlaufen werde, ist, nachdem sie in die Oeffentlichkeit gedrungen, kaum anzunehmen, wie bedauerlich solche Fälle immerhin auch sein mögen. Man denke sich den umgekehrten Fall, daß an einem französischen Grenz-Zollamte ein solcher Exceß gegen einen in Function befindlichen französischen Officianten seitens eines preußischen Offiziers stattgefunden hätte, welchen Stoff würde dies der Pariser Presse gegeben haben! (K. Z.)

Dresden, 23. Septbr. [Besteuerung der Titel. — Zum Theaterbrande.] Zu den wunderbaren Einrichtungen, die das kleinstaatliche Leben im Laufe der Jahrhunderte geboren, gehört jedenfalls auch die Besteuerung verschiedener Titel und Prädicate. Bei uns existirt eine Skala, die mit 2 Thlr. vom Doctor-Titel an bis zu 30 Thlr. Jahressteuer emporsteigt und dem Staate allerdings ein hübsches Sümmchen Geld einbringt. Aber die Regierung scheint darüber nicht recht einig zu sein, ob sie diese Steuer auch von „Nichtsachsen" zu erheben berechtigt ist. Für den „Raths-Titel" eines hierher gezogenen Preußen forderte sie nämlich jährlich 30 Thlr., da aber jenem Rath der Titel vom König Wilhelm taxfrei verliehen und auch in Preußen niemals besteuert war, so remonstrirte der Betreffende gegen die Kostspieligmachung seines ihm verliehenen Charakters. Es entspann sich in Folge dessen eine langwierige Correspondenz, die weder zu Ende kommen, noch den Beschwerdeführer ans Ziel bringen wollte. Da entschloß sich Letzterer, kategorisch zu erklären, daß, wenn ihm nicht innerhalb acht Tagen ein günstiger Bescheid geworden und die bereits bezahlte Steuer zurückgezahlt sei, er ohne Weiteres Hilfe beim norddeutschen Bundesrath suchen werde. Das schlug durch! Schon nach vier Tagen erhielt er die Antwort: man sehe von der fraglichen Besteuerung ab und werde ihm das Geld restituiren. Wir erachten diesen speziellen Fall um deswillen erwähnenswerth, als er zu Nutz und Frommen anderer Preußen dienen dürfte, die in dem Glauben, gegen landesübliche Bestimmungen nichts ausrichten zu können, sich der Steuer unterwerfen. — Durch den Brand des königlichen Hoftheaters wird die Magdeburger Feuer-Versicherungs-Gesellschaft betroffen, bei welcher das Gebäude mit 120,000 Thlr. und das Mobiliar mit 30,000 Thlr. versichert war. (Voss. Z.)

Dresden, 24. Septbr. [Zum Burgker Unglücksfall.] In Folge eines Artikels, den Burgker Unglücksfall betreffend, ist dem „Dresd. Journ." heute die nachfolgende Zuschrift zugegangen, die das Journal mit der Bemerkung zur Veröffentlichung bringt, daß es nunmehr Sache der Behörde sein wird, ob sie weitere Erörterungen in dieser Beziehung für angezeigt erachtet:

„Herr Redacteeur!

Der in Ihrem gestrigen Artikel über das Burgker Unglück gedachte Redner, welcher in der Volksversammlung am 5. September (nicht 4.) nach dem Referate der „Const. Ztg." gesagt haben soll: „er wisse aus guter Quelle", daß einzelne Verunglückte nicht blos bis Montag (2. August) Mittag, sondern bis Dinstag gelebt hatten, bin ich. Die „Const. Ztg." hat den Sinn meiner Worte richtig wiedergegeben. Wörtlich gesagt habe ich:

„Ich weiß von einem Beamten, keinem Burgker, aber einem Beamten, der das wissen kann, daß aus den in der Grube aufgefundenen Niederschriften hervorgeht, daß nicht blos am Montag, sondern auch noch am Dinstag Nachmittag gegen 2 Uhr Menschen unten gelebt haben."

Ihr gestriger Artikel hat ganz Recht in der Voraussetzung, daß ich das „gewiß nicht öffentlich ausgesprochen haben würde, wenn ich meiner Sache nicht ganz sicher gewesen wäre." Ich bin meiner Sache ganz sicher und halte heute noch aufrecht, was ich in der Volksversammlung am 5. September gesagt habe.

Ich bitte Sie, dieser Erklärung Raum zu gönnen im redactionellen Theil Ihrer nächsten Nummer. Hochachtungsvoll

Dresden, 24. September 1869. Ludwig Bromme."

München, 23. Septbr. [Preußen, Oesterreich und die Südstaaten.] Der „Augsb. A. Ztg." wird geschrieben: Die Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich wird als vollendete Thatsache gelten dürfen, die Abberufung des Frhrn. v. Werther aus Wien und der Besuch welchen der Kronprinz auf seiner Reise nach dem Orient in der Hofburg abstatten wird, besiegeln die neue Freundschaft. Europa steht einigermaßen überrascht da, und an Conclusionen, an rück- und vorwärtsblickenden, wird es nicht fehlen. Am ernstesten berührt von dem Ereigniß scheinen uns die süddeutschen Staaten, und es könnte sein daß jetzt die seitherige Politik des Fürsten Hohenlohe in einem zutreffenderen Lichte erschiene. Beide extreme Parteien im Lande, von denen die eine unbedingte Hingabe an Preußen verlangte, die andere in dem Verhalten der süddeutschen Regierungen, speciell der bayerischen, einen Mangel an Energie gegen die „Verpreußung" sehen wollten — beide werden nun erkennen müssen daß den Regierungen in Voraussicht der Eventualität welche jetzt eingetreten, die höchste Behutsamkeit und Sicherstellung nach verschiedenen Seiten vorgeschrieben war. Denn wollten sie der ersten ihrer Pflicht genügen, die Selbstständigkeit ihrer Staaten wahren, so mußten sie beide Möglichkeiten im Auge behalten, daß Preußen, mit welchem sie durch die Allianz-Verträge verbunden sind, entweder mit Frankreich oder mit Oesterreich sich zurechtsetze, und im einen wie im andern Fall Einflüsse auf sie selbst sich geltend machten die ihrer Integrität gefährlich werden könnten. Die eine Möglichkeit hat sich jetzt verwirklicht, und die Stellung welche den Südstaaten durch die bisherige Politik Baierns gewahrt worden ist, wird ihr gegenüber jetzt wohl von jedem einsichtigen Politiker überblickt werden können.

Müncheu, 23. Septbr. [Die Contzen'sche Affaire.] Der Correspondent der Süddeutschen Presse theilt einiges über die Contzen'sche Affaire in Würzburg mit. Hiernach hat der Universitäts-Professor und Archirdirector Contzen, der dem königlichen Regierungspräsidenten von Zu-Rhein, dem Protector aller Ultramontanen, seine Stelle alls Archivvorstand verdankte und eng verbündet war mit den übrigen ultramontanen Parteiführern, Firmen als Verkäufer von Büchern aufgeführt, die gar nicht existiren oder mit ihm nie etwas zu thun gehabt hatten, ferner alte werthlose Papiere, die er um wenige Gulden von einem Buchhändler gekauft, um 400 Fl. dem Staate aufgehängt, als aus der Scharold'schen Verlassenschaft herrührend, ja selbst Möbel und Teppiche, deren Verkäufer hier leben, als von anderwärts erworben der Regie verrechnet.

Oesterreich.

*** **Wien**, 24. Septbr. [Die Heidelberger Conferenz.] In Bestätigung meiner letzten Nachrichten bringt die „Presse" morgen Früh den Artikel, dessen Inhalt ich hier, des baldigen Postschlusses wegen, nur kurz dahin resumiren kann: daß Lord Clarendon mit einer vollständigen Friedensmission des englischen Cabinets betraut gewesen und daß diese auf den Heidelberger Conferenzen durchaus zu seiner Zufriedenheit ausgefallen ist. In dem letzteren Rendezvous habe Fürst Gortschakoff, der bekanntlich über Berlin reiste, die positivsten Nachrichten von den friedfertigen Gesinnungen Preußens mitgebracht. Die unzweifelhaft wichtige Anwesenheit des Fürsten Hohenlohe liefere den Beweis dafür, daß dort eben sowohl über die deutsche wie über die orientalische Frage Pourparlers gepflogen wurden. Die darauf folgende Zusammenkunft Beust's mit Gortschakoff und Hohenlohe nahm der Verhandlung jeden Oesterreich feindlichen Charakter. Die Weiterreise Clarendons nach Paris sowie der Umstand, daß Fürst Metternich sich erst nach St. Cloud begab, ehe er unsern Reichskanzler aufsuchte, beweisen, daß von keiner zweiten Auflage der heiligen Allianz die Rede ist. Die Reise des Kronprinzen von Sachsen, direct von den preußischen Königsmanövern zu den Hofjagden von Gödöllö, zeige, daß Oesterreich mit in die ganze Combination gezogen sei, als deren Ursache gleichzeitig und Folge, die Verständigung mit Preußen betrachtet werden müsse. Zum Schlusse stellt die „Presse" Ministerconferenzen in Aussicht, um dies Resultat der Heidelberger Conferenz in greifbare Formen zu bringen — nicht auch vielleicht, um beiläufig ein Bischen in Reaction zu machen?!

Prag, 23. Septbr. [Amtliche Wahlintriguen gegen die Deutschen.] Nachts um 11 Uhr erfolgte die Entscheidung der Statthalterei auf die Reclamation der Verfassungspartei. Es sind nicht nur die Handelsgesellschafter aus den Wahllisten gestrichen, sondern auch sonst viele Stimmen verloren, da man den unrichtigen Angaben des Magistrats naiverweise Glauben schenkte. Die Entscheidung enthält Irrthümer, welche die Behörde compromittiren; sie bezeichnet lebende Verfassungs-Parteimänner als todt, Altstadtbewohner als Neustadtbewohner u. s. w. Bezüglich dieser Irrthümer wird heute eine Vorstellung an den Statthalter gerichtet. Doch ist selbst dann, wenn sowohl diese Replik, als der Ministerial-Recurs betreffs der Gesellschafter günstig erledigt wird, eine eintägige Verschiebung der Wahl nöthig. — Die abgewiesenen Wahlberechtigten recurrirten telegraphisch an das Ministerium des Innern. Die Entscheidung desselben steht noch aus. Gerüchtweise verlautet, daß die Wahlen in der Stadt Prag wegen Austheilung weiterer Legitimationskarten um einen Tag verschoben werden. — Heute Mittags fand eine außergewöhnliche Stadtverordneten-Sitzung wegen der Wahl-Reclamationen statt. Bürgermeister Klaudy erklärte, auf seinen Bürgermeister-Posten beim Statthalter resignirt zu haben.

Prag, 24. Sept. [Der Bürgermeister Dr. Klaudy] zeigt in einem Aufrufe an, daß er wegen der Entscheidung der Statthalterei in Angelegenheit der Wahlrechts-Reclamationen resignirt habe. — Nach einem sehr verbreiteten Gerücht beabsichtigt die czechische Majorität des Stadtverordneten-Collegiums heute Vormittags bei der Statthalterei ihre Resignation anzumelden. Falls sich dies bestätigen sollte, wird — wie gerüchtweise verlautet — die Behörde die Leitung der städtischen Verwaltung übernehmen. Czechische Blätter veröffentlichen den Wortlaut der Resignation des Bürgermeisters als Ansprache an die Mitbürger.

□ **Pest**, 23. Sept. [Kirchliches.] Auch hier hat der Protest des Pater Hyacinth bedeutendes Aufsehen erregt nnd es scheint überhaupt, als sollten die Regungen eines freieren Geistes, welcher die Kirche durchweht, auch in Ungarn nicht ganz ohne nachhaltige Frucht bleiben. Johannes Ronge, von dessen erstem Auftreten in Ungarns Hauptstadt wir schon vor einiger Zeit berichteten, hat nicht ohne Erfolg hier gewirkt. Die von ihm vor einem zahlreichen Publikum gehaltenen Vorträge über das neue Erziehungswesen und besonders über das Kindergartensystem haben bereits zur Gründung eines Kindergartens geführt, dessen Leitung sich in den besten Händen befindet. Die von Ronge gleichfalls ins Leben gerufene freie Kirchengemeinde aber hat am vorigen Montage bereits ihre zweite Erbauung in einem eigenen Lokale gehalten. Eine sehr lebhafte Thätigkeit endlich wird von dem religiösen Reformverein entwickelt, welcher der neuen Gemeinde hilfreich zur Seite steht. Unter diesen Umständen bedauern wir zwar, daß Johannes Ronge, dessen Leben übrigens hier zweimal von Seiten seiner Gegner aufs Aergste bedroht war, uns schon verläßt; aber wir hoffen doch nicht ohne Grund, daß die Saat, welche er mit rüstiger Hand hier gestreut hat, sich immer schöner entwickeln und endlich zur Reife gedeihen wird.

Schweiz.

Bern, 21. Sept. [Ueber das Genfer Nationalfest] schreibt man der „K. Z.": Gestern Vormittag 10½ Uhr hat in Genf die Enthüllung des Nationaldenkmals zur Erinnerung des definitiven Eintritts dieses Cantons in den Schweizerbund stattgefunden. General Dufour übergab dasselbe als ein Zeichen der Treue an die Eidgenossenschaft dem Canton Genf, worauf

---

diese Wünsche niederblicken und mit der echten Berliner Phrase antworten: „Noch lange nicht!"

Eine neue Art von Niederträchtigkeit in unserer, an dieser Charakterschattirung nicht armen Stadt der Intelligenz, ist die, die in zwei Nächten in zwei der hiesigen Volksküchen, dieser über jeden Tadel erhabenen Wohlthätigkeits-Anstalten für die ärmere Bewohnerklasse, dadurch verübt wurde, daß die Thäter neben kleinen Diebstählen in den Localen, es hauptsächlich auf Zerstörung der Vorräthe abgesehen hatten. Es wurde dies mit bestialischer Rohheit in der Art ins Werk gesetzt, daß man in den Küchen die Vorrathsschränke erbrach, und in jeder mehr als hundert Pfunde Fleisch durch Besudelung von Excrementen unbrauchbar machte und dann im Koth liegen ließ. Dem Vermuthen nach rührt diese Canaillerie von jener Sorte von Privat-Concurrenten her, die in ihren Kellerspelunken bisher ihre Kunden mit Hunde- und Pferdefleisch zu bewirthen gewohnt waren, sich natürlich durch diese wohlthätige Einrichtung in ihrer unsauberen und prellerischen Thätigkeit beeinträchtigt sahen. Fahren Sie nicht zornig auf, wenn ich Ihnen zumuthe, meinen, auch auf diese Hallunken bezüglichen Wunsch, abdrucken zu lassen, für diese Sorte die Prügelstrafe, und zwar in gesalzenster und gepfeffertster Facon noch in Kraft zu sehen. Ich denke, daß Viehisches auch auf viehische Manier gestraft werden muß, und daß der Himmel gerade für solche Fälle die Haselstöcke in Mecklenburg wachsen ließ.

Das tragische Verhängniß, das vor einigen Tagen einen der renommirtesten deutschen theatralischen Reclamen-Schmiede, der für den eigenen Bedarf arbeitete und eine Menge Zeitungen als Niederlagen für seine Artikel benutzte, ereilte, hat an einem der jüngstverflossenen Abende im Wallnertheater ungeheure Heiterkeit erregt. Herr „Ritter von Kohlenegg, genannt Poly Henrion", kündigte Wochenlang vorher an, daß er mit drei seiner dramatischen Geistesprodukte auf der genannten Bühne einen „Autoren-Abend" feiern würde. Er lieferte dazu ein dem Französichen entnommenes, schon bekanntes und geduldetes Stückchen: „Für nervöse Frauen", dazu noch als Novitäten: „Eine Dorfkokette", die — hört! hört! sich dick ißt, um ihren Geliebten, der beim weiblichen Geschlechte runde Formen liebt, zu fesseln; und den „Südolympischen Bund", mit der näheren Bezeichnung: „Eine mythologische Studie für große Kinder", die an Unfläthigkeit und Zotenreißerei Alles übertraf, was wohl jemals die deutsche Bühne verunreinigt hat. Das wüthende Publikum verlangte den Schmutz bei Seite geräumt zu sehen, was denn auch noch früher geschah, als Herr Henrion beabsichtigt hatte. So endete der „Ritter Kohlenegg'sche, genannt Poly Henrion'sche Autorenabend"! R. Gardefeu.

△ Sonntagswanderungen.

Ein Punkt wenigstens, schreibt der Einsiedler Kalender für 1870, erscheint jetzt klar: „Die Welt geht auseinander. — Also schon wieder eine neue astronomische Ansicht — die Welt zerspringt in Splitter und auf einem derselben reist der brave Einsiedler weiter, um seinen XXXI. Jahrgang zu redigiren. Was scheeren uns noch die Systeme der Kepler und Kopernikus? Was sind jene Entdeckungen überhaupt gegen die Erfindungen der Neuzeit? Nach Disselhof's astronomischem System ist alle Müh' „umbsunst", denn der T— holt uns doch allesammt; nach Knak dreht sich die ganze Welt um die Herberge zur Heimath in Berlin, nach Bischof Cumming wird bald, wie aus Nichts die Welt entstanden, aus der Welt — Nichts werden. Die große Verduftung, die bisher nur einzelne Preußen, resp. Düsseldorfer vornahmen, ergreift dann alle Kreise, die Haussiers und Baissiers, die Monarchen und die Friedensliga, die Concilien der Atheisten und Papisten, kurzum — „es geht alles auseinander!" —

Die Naturforscher bilden sich schließlich ein, über die Erde hinaus correspondiren und wirken zu können. Schon früher hatten sie in Jamaica einen Brief eines Planetenbewohners gefunden, an dem leider keine Briefmarke der Stationen Venus und Mars klebte; dann macht in neuester Zeit ein französischer Gelehrte den Vorschlag, mit den Marsbewohnern durch große electrische Signale zu correspondiren und behauptet, daß Professor Knetschke auf dem Mars 5 Signale aufgestellt habe, denen er von Zeit zu Zeit eine andere Form gebe und fortwährend frage: „Liebe Erdbrüder, merkt Ihr noch „nischt"?" Noch neuer ist die Entdeckung der wirklichen Sonnenbrüder auf der Photographie der Sonne, denn eine Abart derselben kannten wir schon von der Ziegelbastion und dem steinernen Sopha am Gabeljürgen her. Wir warten daher nur auf die Erfindung des Aetherschiffes, nachdem das Luftschiff in San Francisco gebaut sein wird, um die Planetenreise, natürlich unter Stangen'scher Führung, anzutreten: Elisabetthurm — Haltepunkt à la Oswitzer Brücke, Blaschke auf der Schneekoppe erster Haltepunkt mit Souper und Ungarwein, Chimborazo zweiter mit Eis, Mond erste Station mit unseren Rittergütern, Venus Knotenpunkt mit Zweiglinien nach der Jungfrau, der Gans und dem Drachen, zum Schluß Verlobung mit den Ringen des Saturn. Von dort fällt das Project sammt der Reisegesellschaft „hinten 'runter" bis zur Mutter Erde „nach dem alten Spruch: „Bei Muttern ist's am besten."

Zu dieser Schlußmoral ist auch nach bewegtem Leben ein frommer Einsiedler in unserer Provinz gekommen, als dessen Nachfolger einst der Wunderknabe von Eckwertsheide, Joseph Kinne genannt wurde. Joseph soll sich noch auf der ersten ascetischen Stufe der Laufbahn befinden, unser Held dagegen hat sich den Freuden dieser Welt zugewandt. Von den Scherflein, so die biedren Pilgrims pflichtschuldigst entrichteten, baute sich der depossedirte Einsiedler eine reizende Villa und suchte sich eine bessere Hälfte für sein ferneres Leben, mit welcher er die terra incognita des ehelichen Glücks betrat. Greift nur hinein in's volle Menschenleben — und wo ihr hinblickt, ist es interessant! Vielleicht ist dieser Mann geeignet, bei einem großen Congresse als Zeuge über die praktische Bedeutung des Cölibats vernommen zu werden.

Der Namensvetter, der Einsiedler Kalender, beschäftigt sich sehr eingehend mit dem großen ökumenischen Concil, und nachdem er auf die gottlose Jugend, auf die Demokraten und deren „Principal", den „wüthend gewordenen Welschen" — genannt Garibaldi — weidlich geschimpft hat, erklärt er das Concilium, über das so Mancher noch im Unklaren ist. „Die Meisten von Ihnen", meint er, „haben gewiß auch schon dreschen gesehen; da geht es grob und flegelhaft zu, und Schlag auf Schlag fällt auf die armen Halme, oder ein schwerer Stein wälzt sich darüber hin, oder eine Dreschmaschine macht's noch viel kürzer und gröber, so daß man meinen sollte, es geh' Alles in Fetzen; der wohlthätige Schluß besteht aber darin, daß das Stroh vom Korn gesondert wird. Das Korn freut sich dessen sehr und will schon hoffärtig werden, da kommt's in die Worfel, in die Rölle, und abermal Lärm, Getümmel, Brausen und Sausen, als wollte Alles auf und davon fliegen. Statt dessen steht oder liegt jetzt erst das Korn sauber da und kommt zu Ehren, während mit Spreu und Stroh allerlei Schmähliches angefangen wird." — So steht's also mit dem Concil! —

Von dem vielen Aufkläricht muß das Volk ja endlich klug werden; — die mühsame Arbeit unserer Fortbildungsschulen, der Lehrklassen von Vereinen, die sich mit Schreiben, Rechnen und Singen befassen, die sachlichen und fachlichen Vorträge — was sind sie in ihrer Culturwirkung gegen die Volksreden, die für 1 Sgr. über die höchsten Fragen der Wissenschaft und der Politik Auskunft geben. Wer wagt es, gegen sie zu sprechen? Etwa der heutige Liberalismus — pah! — dieser ist doch nichts weiter als das moderne Heidenthum, das seine Kinder den Wölfen vorwirft, heidnischen Unsitten und Lastern fröhnt.

Eine heidnische Unsitte, wenn wir an die freilich noch kostspieligeren Wasserbauten Roms denken, ist schließlich auch unsere neue Wasserleitung. Einzelne Stadtväter, die sogar wissen, daß wir kein „Heidengeld" haben, seit Verschiedenes heidenmäßig viel gekostet hat, sind sogar so ungläubig, an kein Deficit des Stadtsäckels zu glauben, wenn das Wasser den Leuten umsonst in's Haus getragen wird. Sie sehen schon im Voraus alle Winkel von dem neuen Zauberlehrling reinigen, alle Höfe sprengen, alle Fluren spülen und alle Stuben blank gescheuert. Der kleine Breslauer, der im dritten Stock das Licht der Welt erblickt, wird unter den Hahn gehalten, die Familie richtet Bäder ein — kurzum vom ersten Schrei muß die Ueberzeugung an dem Segen des Wasserhebewerks dem jungen Weltbürger eingedouchet werden. Das Wasser thuts freilich nicht allein, daß sich die Sanitätsverhältnisse bessern, aber es bleibt der wichtigste Factor.

Ist uns doch vor Kurzem ein großer Schreck eingejagt worden! Von 100,000 Einwohnern starben in Weimar nur 42, in Wien, Dresden, Berlin ca. 50 Personen — und in Breslau 73! Angesichts der schrecklichen Thatsache, daß Charons Nachen mit soviel Breslauern beladen wird, entstand begreiflicherweise eine bedeutende Aufregung. Man beschloß, Freund Hain in seinen feuchten Löchern und Spelunken, in den engen Gassen und Höfen energisch zu Leibe zu geben, da kam zur rechten Zeit der rechte Trost. Der treffliche Vertreter der Presse bei dem 100jährigen Jubiläum in Reinerz wies uns nach, daß die Sterblichkeitsverhältnisse ganz normal sind, daß nur die großen Hospitäler mit den Einwanderern aus den umliegenden Dörfern an der vermaledeiten „73" Schuld sind. Bleiben Sie also da, meine Herren und Damen, die von der Auswanderungslust angesteckt sind — „Breslau ist besser als sein Ruf."

Das häßlichste Thier des zoologischen Gartens.

Unendlich verschieden sind der Menschen Urtheil betreffs des Geschmackes und schon manches unserer Thiere hat sich das Prädikat „häßlich" gefallen lassen müssen. Nur ein Thier weiß ich, dem einstimmig und daher wohl mit Recht solcher Titel zuerkannt wird, unser Maskenschwein. Und dennoch eine nähere Betrachtung der Geschichte des Thieres söhnt uns, uns Naturforscher wenigstens, mit der Ungestalt aus. Es wird nicht schöner dadurch, aber interessant.

Staatsraths-Präsident Chenevière es der Eidgenossenschaft überantwortete, in deren Namen Bundesrath Ruffy es mit der Versicherung entgegen nahm, daß Genf zu jeder Zeit auf den Schutz der Eidgenossenschaft rechnen könne. An dem Festzuge sollen circa 12—14,000 Personen mit circa 500 Fahnen Theil genommen haben. Nach der Enthüllungsfeier versammelte sich die Genfer Bevölkerung in den verschiedenen Quartieren der Stadt zu einem Banket auf offener Straße, was dem Feste einen eigenthümlich populären Charakter gab. Jedem dieser Bankette wurde von den Bundesräthen Challet-Venel und Ruffy ein Besuch abgestattet, was, da bald dort, bald da eine Rede gehalten werden mußte, keine kleine Aufgabe war. Nachmittags war Schifferfest auf dem See, Abends Illumination, Feuerwerk und Concert. Heute, am zweiten Festtage, werden historische Umzüge und ein Kinderfest stattfinden.

Italien.

Florenz, 20. Sept. [Zu den Mahlsteuer-Unruhen.] Der officielle Bericht der Commission zur Untersuchung über die Ursachen der Unruhen wegen der Mahlsteuer, die im Januar dieses Jahres in verschiedenen Theilen von Mittel-Italien vorfielen, ist erschienen. Die Commission empfiehlt Amnestie für Alle, die sich dabei, durch Unkunde verleitet, betheiligt haben; ferner empfiehlt die Commission eine neue Vertheilung der Grundsteuern in den Provinzen von Reggio und Modena; die Befreiung der Bauern vom activen Dienste in der Nationalgarde, so wie eine neue Umlage der Steuer auf bewegliches Vermögen unter der Landbevölkerung. Bezüglich auf die Mahlsteuer räth die Commission der Verwaltung, die Controle möglichst zu erleichtern, entweder durch eine mechanische Vorrichtung an den Mühlen, oder durch Einführung von beständiger persönlicher Aufsicht. Dann wünscht die Commission noch, daß eine Eisenbahn von Parma nach dem Hafen von La Spezzia gebaut werden solle. Angehängt ist ein Bericht des Ministers Ferraris. Dieser hält die besagte Eisenbahn-Anlage für überflüssig; im Uebrigen ist er mit den Vorschlägen der Commission einverstanden. Ferner ist noch ein Bericht über die Mahlsteuer von Herrn Cambray-Digny angehängt. Der Minister sagt darin, daß die Mahlsteuer jetzt überall erhoben wird, und fügt hinzu: „Obgleich das Budget der Einnahme des laufenden Jahres ungenügend ist, so ist doch kein Grund vorhanden zu Besorgniß für die Zukunft. Die Regierung hat nur den vorgeschriebenen Weg einzuhalten, um aus der Mahlsteuer die nöthigen Summen zur Equilibrirung des Budgets zu erlangen, welche auf andere Weise nicht zu beschaffen sind." Der Finanz-Minister giebt den Ertrag der Steuer bis zum Ende des August auf 9,959,944 Lire an, und den noch ausstehenden Betrag auf 19,732,764 Lire.

Frankreich.

* **Paris**, 22. Sept. [Zur Regentschaftsfrage] schreibt die „Presse" heute:

„Personen, welche in der Lage sind, über die Vorgänge bei Hofe gut unterrichtet zu sein, versicherten gestern im Cercle Imperial, daß die Frage der Regentschaft in den Berathungen der Regierung nicht gestellt worden wäre; doch seien die Zeitungen, welche diese Frage behandelten, im engeren Kreise der kaiserlichen Familie gelesen und besprochen worden. Die beinahe vollständige Wiederherstellung des Kaisers und die bevorstehende Abreise der Kaiserin drängen diesen Gegenstand für jetzt in den Hintergrund. Man glaubt aber, daß der Kaiser beim Herannahen der Großjährigkeit des kaiserlichen Prinzen seinen Räthen den Vorschlag machen werde, ihn zur Regierung zuzuziehen. Der Prinz wird im März 1870 in sein fünfzehntes Lebensjahr treten und er ist mit achtzehn Jahren majorenn. Man hinterbringt uns, daß auf die Mittheilungen eines Polizeiberichts, der von den Plaudereien des Publikums über diese wichtige Frage handelte, der Kaiser zu den Ministern gesagt hätte, er sähe nicht ungern die zwischen einigen Blättern eröffnete Polemik und werde zur rechten Zeit jede Ungewißheit über diesen Gegenstand zerstreuen."

Die „Gazette de France" berichtet, daß in Saint Cloud die Rede davon sei, bei Eröffnung der nächsten Session dem Senate den Entwurf eines Senatsconsults vorzulegen, der den abändern soll, welcher eventuell die Regentschaftsfrage regelt. Der neue Senatsconsult würde der Kaiserin die Regentschaft bewahren unter Beigebung eines Regentschaftsraths, in den ein Prinz der Familie Bonaparte, aber nicht der Prinz Napoleon eintreten würde.

[In Bezug auf die Frage der Zusammenberufung des gesetzgebenden Körpers] hat heute Herr Keratry in dem Abgeordneten des Isère-Departements Marion einen Genossen gefunden. Derselbe hat an den „Siecle" folgendes Schreiben gerichtet:

„Gestatten Sie mir, im Wege Ihres geschätzten Blattes auf den Appell zu antworten, welchen der ehrenwerthe Herr v. Keratry, Abgeordneter des Finisterre-Departements, an seine Collegen gerichtet hat. Meiner Meinung nach ist der Antrag des Herrn v. Keratry ein gesetzlicher; er bezeichnet selbst eine Pflicht für die Vertreter des Landes, welche, da sie den Eid auf die Verfassung geleistet haben, die Vollziehung derselben, so weit es sich um die Rechte der Volksvertretung handelt, gebieterisch fordern müssen. Die so plötzlich vertagte außerordentliche Session vom Juli ist keine wirkliche gewesen, weil die nicht constituirte Kammer, was man auch sagen mag, weder die Zeit, noch die Möglichkeit gehabt hat, den Wünschen des Landes Ausdruck zu geben. Indem wir an die Regierung die Forderung richten, uns bis zum 25. October spätestens einzuberufen, erfüllen wir einen Act der öffentlichen Ordnung, einen verfassungsmäßigen Act und die wahren Revolutionäre wären diejenigen, welche uns nicht hören wollten. — Genehmigen Sie ꝛc.

E. Marion, Abgeordneter der Isère."

[Ueber das gestern stattgefundene republikanische Bankett] berichtet heute der „Rappel":

Gestern Abend fand ein Bankett zur Feier des Jahrestages der Ausrufung der Republik, des 21. September 1792, statt. Etwa hundert Bürger hatten sich zu dieser gewissermaßen improvisirten Zusammenkunft eingefunden. Das Bankett sollte ursprünglich bei dem Restaurateur Bonvalet abgehalten werden; aber die Polizeipräfectur verweigerte ihm die Erlaubniß dazu, indem sie erklärte, daß die Versammlung nur auf seine Gefahr und Verantwortung stattfinden könne. Die Gäste begaben sich also zu Wagen nach einem andern in der Nähe des Bois de Boulogne gelegenen Restaurant, wo sie ungehindert ihr Festmahl abhalten konnten. Man hatte das Präsidium dem Hrn. Emanuel Arago angetragen, welcher es aber ablehnte, indem er scherzend erwiderte, es gebe allzu schlechte Beispiele von Präsidentschaften, als daß man diese Institution noch fortpflanzen sollte. Eine große Anzahl von Toasten wurde ausgebracht. Hr. Emanuel Arago trank „auf die große Exilirte, welche in ihre Heimath zurückkehren wird." Hr. Edouard Laferrière „auf unsere großen Verbannten", Hr. Chassin „auf die Einigkeit Aller", Hr. Gustave Flourens „auf die Jugend, welche bereit ist, ihre Pflicht zu thun." Hr. Frédéric Morin „auf die Wachsamkeit der Demokratie gegen ihre Feinde", Hr. Jules Labbé „auf die Hoffnung" und Hr. Vésinier „auf die in der Verbannung Gestorbenen und auf die Abwesenden." Hr. Brisson führte aus, daß die Zukunft den Männern der That gehöre und nicht blos jenen, welche blos theoretische Politik machen. Hr. Lermina sprach vom Socialismus. Hr. Clarette brachte die Gesundheit „des Mannes, welcher zu dieser Stunde in einem kleinen Haus im Haag, wie wir, aber allein und fern von uns diesen 21. September feiert, die Gesundheit des Gefangenen von Belle-Isle, des freiwilligen Verbannten Armand Barbès." Hr. Emil Richard endlich verlas eine Depesche aus Angers, nach welcher dortige Bürger ebenfalls diesen ruhmvollen Jahrestag feierten. Zum Schluß wurde eine Sammlung zum Besten der Opfer von Ricamarie veranstaltet.

Der „Reveil" giebt die Zahl der Theilnehmer bescheiden auf sechzig bis achtzig an.

[Ueber die Persönlichkeit, die geistige Richtung und den jüngsten Schritt des Pater Hyacinthe] entnehmen wir einer längeren Correspondenz der „Köln. Z." folgende charakteristische Details:

„Der Pater, aus einer angesehenen Familie stammend, sein Vater war Rector in Pau, ist heute ein Mann von etwa 44 Jahren, der erst Weltpriester gewesen und erst später im Orden der Carmeliter-Barfüßer jenen Seelenfrieden zu finden suchte, auf den all sein inneres Streben von früh auf gerichtet war. Bald schwang er sich denn auch durch seine eminente Rednergabe zu einer besonderen Leuchte des Ordens auf, und sein Oberer in Rom fand nicht oft genug Gelegenheit, ihn seiner Liebe und Anhänglichkeit, ja selbst Bewunderung in häufigen Briefen auf das Nachdrücklichste zu versichern. Seit zwei Jahren etwa aber ist dies anders geworden. An die Stelle der Ermunterungen, des Beifalls traten Abmahnungen, Worte des Tadels, sogar Drohungen. Vor etwa Jahresfrist mußte der Pater eine ganze Serie von tadelnden Briefen über sich ergehen lassen, denen gegenüber er in würdiger Weise dabei beharrte, daß er zur Zurücknahme jeder Aeußerung, möge er sie in seinen Predigten oder in seinen Conferenzen gethan haben, bereit sei, sobald man ihm nur nachgewiesen, daß irgend welche seiner Kundgebungen sich mit dem christkatholischen Glauben nicht in voller Uebereinstimmung befände. Darauf hin wurde er nach Rom befohlen, um sich vor dem heiligen Vater persönlich zu verantworten. Wer aber beschreibt das Erstaunen des Paters, als ihn Pius IX. auf die liebevollste Weise empfängt, sich gar nicht erinnert, ihn nach der ewigen Stadt citirt zu haben, ausdrücklich erklärt, nicht zu wissen, weshalb er gekommen sei, und ihn im Uebrigen in den liebevollsten Ausdrücken seiner ganzen Huld und Gnade versichert. Pater Hyacinthe kehrte also aus Rom zurück, ohne auch nur eine Silbe von dem zurückgenommen zu haben, was er gepredigt oder gelehrt hatte, und seine ultra-absolutistischen Gegner mußten eine andere Gelegenheit abwarten, ihn unmöglich zu machen und in den Augen des heiligen Vaters als einen gefährlichen Häretiker hinzustellen. Da kam die Generalversammlung der allgemeinen internationalen Friedensliga (nicht mit dem Lausanner Friedenscongreß zu verwechseln), in welcher der Pater in Gegenwart des protestantischen Pastors Martin Paschaud und des Groß-Rabbiners Isidor in einer rein rhetorischen Wendung „das Judenthum, den Katholicismus und den Protestantismus die drei Religionen der civilisirten Welt" genannt hat. Diese Phrase genügte, um den Angriffen gegen ihn neuen Schwung zu verleihen, und so wurde denn allen Ernstes von seinem Oberen in Rom die Anforderung an ihn gestellt, entweder überhaupt darauf zu verzichten, die Kanzel der Notredame-Kirche je wieder zu besteigen, oder aber, falls er wiederum seine Advent-Predigten halten wolle, seine Cocarde gleichsam in die Tasche stecken wolle, d. h. mit dem Munde Dinge zu verkünden, von denen sein Herz nichts wisse. Vergebens wandte Pater Hyacinthe ein, daß er ja durchaus derselbe geblieben, der er vor fünf und zehn Jahren gewesen, daß man damals dieselben Aeußerungen belobt und anerkannt, die man heute beanstande, daß mithin nicht er ein anderer geworden, wohl aber die, die jetzt in Rom Gericht über ihn halten wollten .... Nichts half, es blieb bei der ersten Weisung. Da endlich entschloß sich der tiefgekränkte, in seinen heiligsten Ueberzeugungen bedrohte Mann, jenen Brief zu schreiben und durch dessen Veröffentlichung seinen Bruch mit dem Orden vor aller Welt zu vollziehen. Der Pater — ein in wahrhaft kindlicher Weise naiver Charakter — hat diesen Schritt ohne jegliche Vorberathung mit seinen eventuellen Gesinnungsgenossen gethan, und er selbst hat in diesen Tagen erklärt, daß der Absagebrief ihm „lediglich von Gott und seinem Gewissen eingegeben worden sei".

[Pater Hyacinthe und die deutschen Bischöfe.] Auch das „Journal des Debats" stellt, wie die „France" den Brief des Paters Hyacinthe in eine Linie mit dem Rundschreiben der in Fulda versammelten deutschen Bischöfe und sagt:

„Die deutschen Prälaten bedienen sich der vorsichtigsten oratorischen Formen, um dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß das Concil sich von den veralteten Lehren des Ultramontanismus trennen und daß diese Generalversammlung der katholischen Welt in ihren Berathungen eine Freiheit genießen möge, ohne welche ihre Beschlüsse wertblos bleiben würden. Der Pater Hyacinthe, welcher nur in seinem Namen spricht, hält sich nicht für verpflichtet zu so viel Schonung; sein Ton ist ein höherer; aber die auf zwei so verschiedene Arten ausgedrückten Ideen sind im Grunde nahezu die nämlichen oder doch sehr analoge. Alle aufrichtigen Katholiken werden ergriffen sein, wenn sie die beredten Proteste des berühmten Predigers gegen jene Lehren und Uebungen lesen werden, „welche römische heißen, aber nicht christliche sind und die in ihrem immer kühneren und verderblicheren Vordringen die Verfassung der Kirche, Form und Inhalt ihrer Lehre, ja, den Geist ihrer Liebe selbst zu verändern trachten." Wie wenig Wirkung auch so weise und so freisinnige Ideen auf die Partei hervorbringen dürften, über welche sich der Pater Hyacinthe so entschieden beklagt, so wird man doch in Rom wohl daran thun, über die Erklärung nachzudenken, mit der er seinen Brief beschließt und die auf die Möglichkeit hinweist, daß ein anderes Concil zusammentreten könnte, „welches wirklich die gesammte Kirche und nicht das Schweigen der Einen und die Bedrückung der Andern verträte." Die Lage ist ernst. Man hat in Rom ohne Zweifel geglaubt, daß die Versammlung, welche man einberief, nur der Form wegen zusammentreten würde, um durch ein einstimmiges Votum Entscheidungen zu ratificiren, die von den wüthendsten Ultramontanen im engeren Kreis schon im Voraus getroffen worden waren. Die Haltung der deutschen Bischöfe, diejenige, welche, wie es heißt, die Bischöfe von Amerika annehmen, die mit so würdiger Trauer vorgebrachten Klagen eines der berühmtesten Mitglieder der französischen Kirche, Alles scheint darauf hinzudeuten, daß das Concil sich nicht so leicht gängeln lassen werde, als man noch kürzlich gehofft hat. Wenn der Syllabus siegreich aus dieser Versammlung hervorgehen soll, so wird er wenigstens nicht ohne Kampf triumphiren und sein Triumph könnte gar wohl nur von sehr kurzer Dauer sein."

[Aus Anlaß der Mordthat von Pantin] bemerkt heute der „Temps":

„So etwas geschieht unweit Paris, dreihundert Schritt von einem Dorf entfernt, neben einer großen Landstraße, in einer hellen Mondscheinnacht. Das Geschäft ist lang gewesen, Nichts hat den oder die Mörder gestört Was that die Polizei während dieser Nacht? Was thut sie seit einiger Zeit? Sie spürt nach den übeldenkenden Leuten, sie heftet ihre Augen auf die Kaffee's, sie überwacht die Kiosk und hält sich stets bereit, ein Blatt mit Beschlag zu belegen, welches ohne Erlaubniß öffentlich ausliegt, oder eine Zeichnung des Herrn Gill, welche irgend welcher nicht sehr ehrerbietigen Anspie-

Fortsetzung in der ersten Beilage.)

Nicht selten hört man unser Thier auch wohl als „Larvenschwein" bezeichnen, ja sogar in Thiergärten, so z. B. in Berlin konnte man das als Titel lesen. Maske und Larve, meint man, sei kein großer Unterschied. Ganz recht, aber Maskenschwein und Larvenschwein sind himmelweit verschieden. Letzteres ist ein altbekanntes Thier, in Afrika heimisch. Ersteres, das Maskenschwein, ist uns aber nur seit 8 Jahren etwa bekannt und von seiner Heimat wissen wir so gut wie nichts. Im Jahre 1861 wurde ein Paar dieser Thiere von einem Schiffscapitän in Antwerpen angebracht und dem dortigen zoologischen Garten einverleibt. Nach Aussage jenes Capitäns stammten sie aus China, nicht aber, wie hie und da irrthümlich berichtet wird, aus Japan. Im Antwerpener Garten gelang die Zucht sofort und von dort aus hat sich das Thier in alle zool. Gärten Europa's eingebürgert, gelangte zuvorderst aber in die Hände der Händler und zwar in die Jamrach's zu London, der im Jahre 1862 dergleichen Thiere als aus Japan eingeführt zu Markt brachte. Heut zu Tage fehlt es in keinem Thiergarten. Ueberall wird reichliche Nachzucht erzielt und schon fängt es an in der Landwirthschaft eine Rolle zu spielen.

Bezüglich des Vaterlandes dieses Schweines ist somit der einzige Anhalt, den wir haben, jene Aussage des Schiffscapitains, der das Thier in Shangai angekauft zu haben vorgab. Wie unzuverlässig derartige Berichte sind, lehrt uns die Geschichte einer großen Menge überseeischer Thiere. Das barocke Gesicht des Maskenschweines schien für ein Kind des „himmlischen Reiches" nicht unpassend. Keinem Reisenden, weder in China noch in Japan, hat es jemals gelingen wollen, ein solches Thier daselbst zu sehen, und in keinem der von dorther stammenden Thierbilder ist unser Schwein wieder zu finden. Die Gesammtform erinnert einigermaßen an einzelne afrikanische Schweine, und Filtzinger findet es nicht unwahrscheinlich, daß die Heimath des fraglichen Thieres Abyssinien, Madagaskar oder irgend eine der kleineren ostafrikanischen Inseln ist, ja geht sogar soweit, das Maskenschwein auf ein von Heuglin beobachtetes abyssinisches Wildschwein, „Hassama" genannt, zurückzuführen und darin einen Bastard der Heuglin'schen Art mit dem chinesischen Hausschwein zu vermuthen. Doch Alles das sind eben nur Vermuthungen. Wir wissen nur soviel, daß wir nichts wissen, nicht wissen, wo das Thier heimisch, nicht wissen, ob es eine ursprüngliche Schweineart oder nur Zuchtrace, Spielart ist. Nichtsdestoweniger ist man schnell mit einem gelehrten Artnamen bei der Hand gewesen und hat, auch damit noch nicht zufrieden, sogar eine eigene Gattung für das Thier errichtet, die schon unter zwei verschiedenen Namen im Systeme paradirt. Auf der anderen Seite wird es zur bloßen Zuchtrace degradirt und als eine dem chinesischen Hausschwein sehr nahe stehende Form gedeutet, weil beide allerdings in Schädel und Gebiß nur wenig untereinander verschieden sind und die ganz besonders in die Augen fallenden Abweichungen unseres Maskenschweines, wie Schlappohren und Hautfaltung man nicht als von tieferer Bedeutung gelten lassen will. Aber auch hier tappen wir im Finstern. Nur das Eine ist ausgemacht, daß das Maskenschwein durch das geheimnißvolle Dunkel seiner Geschichte unser Interesse beansprucht, nebenbei das Glück hat — wenn einmal nicht zum Adonis geboren — so barock häßlich zu sein, um, mag man wollen oder nicht, niemals unbeachtet übergangen zu werden.

Vor Kurzem wurde der Versuch gemacht, unserer vereinsamten Bache einen unserer idealen Maskenschweineber als Genossen beizugeben. Auch dem Wildschwein imponirte die widrige Fratze gar gewaltig. Von Befreundung ist selbst heut noch keine Rede. Doch der erste Schreck ist überwunden und wer weiß, ob die Spröde nicht schließlich den Herrn Eber interessant finden wird in ihrer Weise, wie wir Naturforscher eben auch in unserer Weise.

Schlegel.

Genf. [Am Grabe Ferd. Flocon's], das die Mitglieder des Friedenscongresses besuchten, erzählte Herr Kantin, der Wortführer der französischen Journalisten, wie eines Tages Ferd. Flocon, der ehemalige Finanzminister Frankreichs, Flüchtling in Genf, durch die Noth getrieben worden sei, das letzte Kleinod der Familie, seine Uhr zu verkaufen. Als Käufer und Verkäufer über den Preis einig, forderte der Käufer, daß der Verkäufer seinen Namen einschreibe ins Buch, das er gesetzmäßig zu dem Ende jedem Verkäufer vorlegen müsse. Mit zagender Hand schrieb der Greis: „Ferdinand Flocon." Als er mit dem Gelde den Kaufladen verlassen, las der Käufer den Namen, frug erst sich, dann Andere: „Ist das der Minister der Republik?" Als die Arbeiter der Werkstatt erfuhren, was geschehen, kauften sie die Uhr, und am anderen Tage brachte die Post ein Packet in die Mansarde des Flüchtlings, in welchem die Uhr mit der Inschrift: „Die Uhrenarbeiter Genfs dem Bürger Flocon" lag. In der einfachen Art, wie Herr Kantin diese Anekdote erzählte, war dieselbe so ergreifend, daß nicht wenigen von den Männern, die das Grab umstanden, die Thränen in den Bart hineinrollten. Dann erzählte Herr Kantin weiter: „Ein paar Jahre später pochte ein stattlicher Herr in Paris an eine kleine Thüre des Zimmerchens eines fünften Stockes in einer weitabliegenden Straße. Als die Thür geöffnet wurde, stand eine alte, graue, gebrochene Frau vor dem stattlichen Herrn, der sie frug: „Sind Sie die Wittwe von Ferdinand Flocon?" Auf die Bejahung der Frage sagte er weiter: „Als Wittwe eines Ministers der französischen Nation haben Sie gesetzlich ein Recht auf eine Pension von 3000 Francs. Ich bin beauftragt, Ihnen dieselbe anzubieten." Da reckte sich die gebrochene Greisin in die Höhe, zeigte dem Herrn die Thüre und sagte einfach: „Sortez, Monsieur, die Wittwe Ferdinand Flocon's wird nie einen Heller aus der Hand der Regierung nehmen, in deren Namen Sie diese Pension ihr anbieten. Gehen Sie!"

London, 22. Sept. [Blumenlese von Kraftausdrücken.] Der „Standard" giebt seiner Erbitterung über das, was auf den im Arbeiter-Interesse abgehaltenen Versammlungen zu Basel und Lausanne gesprochen worden, mit den Worten des Amerikaners Greeley Ausdruck: „Zu diesen Republikanern gehören die Eingebildeten, die Eigensinnigen, die Selbstsüchtigen, die Waghalsigen, die Klopffechter, die Unbelohnten, die „Ausgespielten", die Müßiggänger, die Nichtsnutzigen im Allgemeinen, die da einsehen, daß sie für die jetzige Welt sich nicht eignen und in ihr nur mit Discont passiren können, aber zu dem raschen Schlusse gelangen, daß sie für die Welt, wie sie sein sollte, vollkommen geschaffen seien."

[Was die Monarchen Europa's kosten.] darüber giebt die „Pall Mall Gazette" folgende interessante Aufschlüsse. Die kostspieligste aller Monarchien scheint die von Rußland zu sein, welche beträchtlich mehr als die von Frankreich kostet, während letztere in eine Kategorie mit der Türkei gestellt werden kann. In Rußland kostet die kaiserliche Familie jährlich 1,700,000 L., in Frankreich 1,400,000 L. und in der Türkei 1,320,000 L. Andere europäische Nationen haben ihre Souveraine mit bescheidenen Civillisten ausgestattet. In dieser weniger kostspieligen Klasse führt Oesterreich den Reigen an, indem es für den Unterhalt der Habsburger jährlich 800,000 L. aussetzt. Dann kommt Italien mit 640,000 L., Preußen mit 480,000 L., während England für seine königliche Familie 470,000 L. votirt. Unter den „billigen" Monarchien ist Baiern die theuerste, indem sie für die königliche Landeshoheit etwa 250,000 L. auf den Staats-Etat setzt. Portugal folgt mit der mäßigen Summe von 183,000 L.; Holland begnügt sich mit einer Ausgabe von 100,000 L.; Norwegen und Schweden mit 48,000 L.; Würtemberg mit 44,000 L.; und Rom mit 40,000 L. In runder Zahl kosten die Kaiser und Könige von Europa der europäischen Bevölkerung jährlich etwa 8,000,000 Pfund Sterling.

Newyork. [Mißgeschick Barnums.] Barnum, der große, einzige Barnum ist zur Zeit in Verzweiflung wegen einer Goldmine, die ihm entgangen ist. — Es existirt nämlich in Newstadt Abbay, wo Byron seine Jugend verlebt hat, ein alter Baum, in den der Dichter neben dem Namen seiner Schwester Augusta den seinigen eingeschnitten hat. — Vor einigen Jahren nun schrieb der König des Humbugs an den Obersten Widmann, welcher der derzeitige Besitzer von Newstead Abbey ist, um den Baum, der längst vertrocknet ist, ihm abzukaufen, und bot ihm 500 Guinees dafür. Der Oberst antwortete ihm mit militärischem Freimuthe, er hätte Lust, Barnum eine Kugel durch den Kopf zu schießen, weil er so insolent gewesen, ihm einen solchen Vorschlag zu machen. — Heute, wo Frau Beecher-Stowe den Versuch gemacht hat, schmutzige Wäsche an Byrons Zaun zu hängen, würde Barnum gern fünf Tausend Guinees für diese Reliquie geben, aber er getraut sich nicht, sie anzubieten, weil er fürchten muß, der Oberst werde mit dem nächsten Paketboote nach Newyork fahren, um seine frühere Drohung wahr zu machen.

[Americana.] Ein täglich erscheinendes Blatt im Staate Wisconsin kündigt sein bevorstehendes Eingehen auf folgende Weise an: „Wir haben nur noch einen Abonnenten, einen würdigen Kaufmann, der sein Abonnement mit Colonialwaaren und Wein bezahlt. Der Director und der Redacteur dieses unseres vom Publikum verkannten Blattes haben nun schon seit vierzehn Tagen von nichts anderem, als sauren Heringen und Champagner gelebt, und sie fühlen das Bedürfniß einer andern Diät, weshalb sie ihr Blatt eingehen lassen."

△ **Breslau.** [Zu Humboldts Gedächtniß.] Als an dem Tage der Humboldts-Feier an vielen Fenstern sich des „großen" Humboldts Büste als Festschmuck zeigte und Jeder, der still daran vorüberging, das Bild des Geisterfürsten in tiefer Ehrfurcht und mit innerlicher Aufrichtigkeit grüßte, wer hätte da nicht gewünscht, daß des Todten Bild durch das lebendige Wort ergänzt werden möchte! So erschienen denn eine große Anzahl Festschriften, die dem großen Forscher Weihrauch streuten, aber nebenbei auch in vielen Kreisen, in denen nur eine Ahnung von der Bedeutung Humboldts lebte, neues Interesse an ihm hervorriefen. Auch in unserer Stadt fand sich in Th. Hofferichter ein Dichter, der in Canzonen diesem Culturzweck zu genügen wußte. Die Bedeutung Humboldts für die Erforschung des Universums, insbesondere für die Erschließung von Gegenden, „in die noch keines Forschers Fuß gedrungen", für den großen geologischen Kampf, ob Neptunismus, ob Vulkanismus, für die Gesetze der Wärme, für die Erforschung des Wassers, der Luft, drr Photosphäre des Sonnenballs sind meisterhaft hervorgehoben; eine specielle Strophe gilt der Flora und Fauna, der Humboldt seine Theilnahme zugewandt. — — „Und nun", schreibt der Dichter, „wie

..... sollte da das Höchste kalt Dich lassen,
Der Erdenwelt erhabenstes Gebilde —
Der Mensch in dem Naturzusammenhange?
Du fragst, wie der Culturmensch und der Wilde
Sich ordnen in geschiedene Menschenrassen
Fragst nach dem menschlichen Entwicklungsgange.
In Deinem Forscherdrange
Willst Unterschied und Einheit Du erfassen
Der Menschenstämme, lenkst der Forschung Nachen
Geschickt bis zur Verästelung der Sprachen —
Da hat der Bruder Dir gebahnt die Gassen.
Gleichviel, ob Weiße, Rothe oder Mohren —
Zur Freiheit ist Dir jeder Mensch geboren. —"

Die weiteren Verse schildern Humboldt als Naturfreund und [illegible]schaftsmaler, als Astronomen, als Lehrer des Volks, als Philosoph des Realen, als Schreiber des Kosmos, als Begründer der Weltreligion, als Edelreis der Menschenliebe, als Freund des Monarchen und des Volkes, — kurzum: edel und groß als des Wissens Meister, als Meister aller Nationen. Möchte sich das kleine, ebenso schwungvolle als belehrende Schriftchen in den weitesten Kreisen Bahn brechen!

Mit vier Beilagen.

(Fortsetzung.)

lung auf die Minister Herrn de Forcade oder Herrn Bourbeau verdächtig ist. Und dabei hat man zu keiner Zeit in der Umgegend und selbst in den Straßen von Paris geraubt und gemordet wie jetzt. Was soll man dazu sagen? Die Polizei, welche sich erschöpft, die Gesellschaft zu retten, hat weder Menschen noch Macht, die Bürger zu beschützen. Man kann nicht allem Genüge leisten. Bürger, laßt uns Todtschläger kaufen, wenn von den großen Tagen des Juni her noch welche bei den Kaufleuten zu haben sind.

[Zum Handelsvertrag mit England. - Die Weinlese.] Herr Ozenne, Staatsrath und Generalsecretär des Ministeriums des Handels und Ackerbaues, bereist, dem „Constitutionnel“ zufolge, in diesem Augenblick die nördlichen und nordwestlichen Departements, um eine „Enquete“ über die Resultate des Handelsvertrages mit England anzustellen, dessen Kündigung von einer Anzahl Deputirten verlangt werden soll. — Ueber die diesjährige Weinlese sagt das „Journal Médocain“: „Die Traubenlese, die in Médoc mit dem 15. September begonnen, wird von dem schönsten Wetter begünstigt. Alle unsere Weinbergbesitzer sind voll Freude, für Viele wird der Ertrag dem von 1868 gleich sein, für mehrere ihn noch übertreffen, und zwar nicht allein was die Quantität, sondern auch was die Qualität betrifft. Nach der allgemeinen Meinung wird letztere die von 1865 noch übertreffen und mit der von 1858 zu vergleichen sein. Auch die in Lot und Garonne und in dem Gers-Departement begonnenen Lesen stellen sich als sehr günstig heraus. Ebenso wird in der Gironde die Qualität ausgezeichnet sein.

* **Paris**, 23. September. [Vom Hofe.] Die Nachricht, daß der Kaiser nach Vichy gehen werde, ist eben so unbegründet, wie die des „Constitutionnel“, daß der kaiserliche Prinz einen Ausflug über den Rhein machen werde. — Die kaiserliche Yacht Aigle verläßt heute Toulon und begiebt sich nach Venedig, um dort die Kaiserin zu erwarten. Das türkische Kriegsschiff Sultaneh, mit Djemil Pascha und einigen anderen Großwürdenträgern an Bord, fährt der Kaiserin bis nach Corfu entgegen.

[Der Pater Hyacinthe] hat bereits das kleine Kloster Passy verlassen und sich zu seiner Schwester zurückgezogen. Dort will er die Entscheidung des Concils abwarten.

[Adresse an den deutschen Episkopat.] Noch ehe der Absagebrief des Paters Hyacinthe die absolute kirchliche Richtung offen zum Kampfe herausforderte, hatte das Manifest der deutschen Bischöfe von Fulda aus in den Herzen der französischen Gallicaner ein frohbewegtes Echo gefunden. Drei lange Jahre hindurch hatte der gelehrte französische Publicist Wallon in ähnlicher Weise, wie dies Seitens des deutschen Episkopats geschehen, die Sache der Unabhängigkeit der Kirche gegen die absoluten Gelüste eines übermächtigen geistlichen Ordens vertheidigt. Für ihn also, schreibt man der „K. Z.“, waren die Vorgänge in Fulda und die Schrift des Paters Hyacinthe eine wahre Rechtfertigung. Herr Wallon hat auch bereits eine Adresse an den deutschen Episkopat entworfen, die, mit den Zustimmungen der angesehensten Namen versehen, bereits an den Bischof Christoph Florenz von Fulda abgegangen ist. Dieselbe lautet:

Hochwürden! Inmitten des Schweigens, welches die Verhältnisse der Kirche Frankreichs aufzulegen scheinen, die während so vieler Jahrhunderte der Ruhm und die Stütze der Christenheit war, ist es ein erhebendes Schauspiel, die gelehrten Kirchen Deutschlands, mit der verdienten Autorität, die ihrem Namen anhaftet, die gleichzeitig unwandelbaren und fortschreitenden Principien der Christenheit proclamiren zu sehen: das Recht der Nationen, die Achtung vor den Gerechtsamen der Souveränetät, die loyale Annahme der nothwendigen Freiheiten, die Autorität der Bischöfe und die Unfehlbarkeit der versammelten Kirche. Diese Lehrsätze, allen weit über die Welt verstreuten Katholiken gemeinsam, bezeugen und schließen, wenn dies überhaupt noch möglich ist, das enge Band der Ideen, der Handlungen und Gebete inniger zusammen, welches aus allen Gliedern einen einzigen Körper macht und in seinem Innern die sichtbare Gegenwart Jesu Christi bekundet.

Ich weiß nicht, Monseigneur, ob die Katholiken Frankreichs das Bedürfniß fühlen werden, Ihrer herrlichen Kundgebung beizupflichten; aber da ich einer der Niedrigsten unter ihnen, will ich wenigstens der Ersten einer sein, um ein Zeugniß meines Vertrauens und den Ausdruck für den großen öffentlichen Act Ihnen zu Füßen zu legen, der die Kirche für so viel erlittene Unbill rächt und der verspricht, aus dem Zusammentritt des Concils, selbst in Abwesenheit der Laien, die einst durch ihre Fürsten vertreten waren, die Assisen der Menschheit vor dem Richterstuhle Gottes zu machen.

Gestatten Sie mir, mich mit tiefster Hochachtung zu nennen, Monseigneur,

Ew. Hochwürden ergebenster und gehorsamster Diener.

(Folgen die Unterschriften.)

Paris, den 17. September 1869.

[Zum Mord bei Pantin.] Die officiöse „Gazette des Tribunaux“ bringt über die Affaire von Pantin heute endlich einen längeren Bericht, dem wir Folgendes entnehmen:

„Der sechsfache Mord fand augenscheinlich an der Stelle statt, wo man die sechs Leichen verscharrt gefunden hat. Die zahlreichen Spuren, welche man entdeckte, und das, was man später herausbrachte, lassen darüber keinen Zweifel. Man fragte sich, auf welche Weise die sechs Personen bis zu dieser einsamen Stelle geführt werden konnten, und wie es kam, daß kein Einziger entwischte, wenn nicht mehrere Mörder sich am Verbrechen betheiligt hätten. Man erhielt bald die Lösung dieses Räthsels. Man fand nämlich einen Fiacre-Kutscher, welcher erklärte, daß am Sonntag gegen 11½ Uhr Abends ein junger Mann von 20 Jahren, den eine Dame und fünf Kinder begleiteten, ihn in der Nähe des Eisenbahnhofes von Aubervillers angehalten habe, um ihn und seine Gesellschaft auf die Chaussee von Pantin zu fahren. In der Nähe des Eisenbahnhofes von Pantin angekommen, habe der junge Mann ihm den Befehl gegeben, zu halten. Er habe hierauf die Dame und zwei der Kinder nach dem „grünen Wege“ geführt, worauf er zurückgekommen sei, um die anderen abzuholen. Dann habe er ihn bezahlt und sei ebenfalls den „grünen Weg“ entlang gegangen. Einige Stunden später, bei Tagesanbruch, begegnete ein Bauer in der Nähe der Stelle, wo die Mordthat verübt wurde, einem jungen Manne, dessen Kleider beschmutzt und in Unordnung waren, und der ihn zu vermeiden schien. Zu diesen ersten Indicien kam ein anderes Entscheidendes. (Hier erzählt nun die „Gazette des Tribunaux“ die Ereignisse im Hôtel du Chemin de fer du Nord zu Paris, den Kauf der Schippe und des Grabscheites durch einen jungen Mann und die Abfahrt der Opfer nach Pantin, welche um 10½ Uhr Abends erfolgt sei. Es scheint also, daß, nachdem dieselben um 11 Uhr ungefähr in Pantin angekommen waren, der junge Mann seine Opfer im Fiacre nach dem grünen Weg führte, wo das Massacre stattfand.) Der Mörder ist also der junge Mann, welcher seit einigen Tagen im genannten Hotel wohnte; derselbe kam übrigens am Montag Morgen in das Hotel zurück, um seine Kleider, die mit Blut befleckt waren, zu wechseln. Die Untersuchung hat die Frage, ob Kink der wirkliche Name des Mörders sei, bejaht. Sie hat constatirt, daß bis vor Kurzem in Roubaix eine Familie dieses Namens wohnte, bestehend aus dem Vater, der Mutter und sechs Kindern, von denen das älteste 19 bis 20 Jahre alt war. Dieses letztere hatte kürzlich eine Vollmacht erhalten, um verschiedene, der Familie angehörende Summen zu erheben. Die Mutter und die fünf Kinder waren hierauf nach Paris gereist, und sie sind es, welche man ermordet gefunden hat. Der Mörder wäre also der älteste Sohn des Herrn und der Frau Kink, der, um sich das Geld anzueignen, den Tod der ganzen Familie herbeiführen wollte. Was Kink Vater anbelangt, so ist derselbe ebenfalls verschwunden. Muß man ihn zum Mitschuldigen des Sohnes machen? Wahrscheinlicher ist, daß derselbe auch das Opfer der Habgier und des Blutdurstes dieses Scheusals geworden ist. Bis jetzt hat die Untersuchung aber noch nichts darüber festgestellt. Man spricht von Mitschuldigen, man hat aber Grund, zu glauben, daß [illegible]n keine giebt. Ueberall, wo man die Mutter und Kinder sah, befand sich kein [illegible]r mit ihnen. Ein Kellner hat erklärt, daß Kink mit einem Manne [illegible]kommen; er ist dessen aber nicht sicher, wie er später aussagte.“ So [illegible]zette des Tribunaux“. Die Gerüchte, daß sich der Sohn ums Leben [illegible]cht und der Vater in den Händen der Justiz sei, haben sich nicht bestätigt. Bis heute Morgen hatte die Polizei noch nicht das Geringste über den Aufenthaltsort der Beiden erfahren. Der Vater hatte übrigens schon vor vier Wochen Roubaix verlassen und sich nach dem Elsaß begeben. Der Vater und der Sohn sahen sich jedoch in Paris vor ungefähr 20 Tagen und standen auch, wie schon früher bemerkt, in Correspondenz. Der Sohn nennt sich nicht Johann, sondern Gustav. Er hatte im Hotel den Namen Johann angegeben, welcher der seines Vaters ist. Die übrigen Kinder, die, welche ermordet wurden, hießen: Emil (16 Jahre), Heinrich (14), Alfred (8), Achilles (6) und Maria (3). Der Vater war 50 und der älteste Sohn, der Mörder, 22 Jahre alt. Dieser soll jedoch nur der Stiefsohn der Frau Kink sein, welche erst 35 Jahre alt wäre. Ueber die Familie selbst giebt der Figaro, der einen Berichterstatter nach Roubaix gesandt, folgende Aufschlüsse. Der Vater ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, nicht groß aber stark gebaut; seine Haare sind kurz geschnitten und fangen an, grau zu werden. Seit fünf Wochen befindet sich der Vater im Elsaß, wo er ein Gut besitzt, das er verkaufen will, um ein größeres anzukaufen. Kink Vater war Fabrikant von Zubehör zu Bürsten. Er wollte aber seinen Handel vergrößern, und da er sein ganzes Haus in der Rue Alouette zu einer Fabrik benutzen wollte, so schickte er seine Frau und Kinder nach dem Elsaß. Die Frau wollte jedoch nicht darauf eingehen, weil sie aus Tourcoing ist und kein Deutsch kann. Außerdem war Frau Kink geizig, und es scheint, daß sie nur nach harten Kämpfen das Geld, das sie in der Bank von Roubaix hatte, ihrem Manne auslieferte. Um sie nach Paris kommen zu lassen, schrieb ihr der Mann: „Gieb dreihundert Franken aus, wenn es nöthig ist; ich werde sie schon wieder senden.“ Es handelte sich dabei um den Ankauf des Gutes im Elsaß. Der älteste Sohn und der Vater trafen sich 14 Tage nach der Abreise des letzteren in Paris. Man hatte der Mutter die Adresse des Hôtel du Chemin de fer du Nord gegeben. Da aber weder der Vater noch der Sohn dort wohnte, so muß man annehmen, daß sie ihre Zeit dazu benutzten, um ihr scheußliches Verbrechen vorzubereiten. Frau Kink kam am Sonntag (19.) von Roubaix in Paris an. Sie hätte acht Tage vorher abreisen sollen; Unwohlsein einer ihrer Töchter verhinderte dieses jedoch. An diesem Tage (12.) war ein Mann zu ihr gekommen und hatte über eine Stunde mit ihr gesprochen. Sie sagte, er habe ihr gute Nachrichten gebracht. Sie schien froh zu sein, verfiel aber bald wieder in ihre Geldsorgen. Gustav Kink war eine Art von Associé seines Vaters, er hätte sich jedoch selbst genügen können, da er durch seine Arbeit bis 24 Fr. per Tag gewann. Der Mann, der am 12. in Roubaix bei Frau Kinck war, kam gestern nach der Rue Alouette zurück. Da das Haus aber verschlossen war, so begab er sich wieder hinweg, ohne daß man erfuhr, wer es gewesen. Die Leute in Roubaix glauben, daß Vater und Sohn die Mutter mit den Kindern umbrachte, weil sie nicht nach dem Elsaß gehen wollte.

Großbritannien.

* **London**, 22. September. [Ein türkisches Partei-Manifest.] Der „Morning Herald“ ist in den Besitz eines türkischen Partei-Manifestes gekommen, in welchem gegen den Vicekönig von Egypten mit leidenschaftlichen „Personalien“ geeifert wird. Das Manifest beansprucht die Ansicht des Sultans auszudrücken.

„Was bin ich?“ läßt man den Sultan fragen, „ein Orientalist der alten Schule? — Nein! Ich genieße die Liebe meiner Familie. Bin ich habsüchtig? Meine Großmuth ist sprüchwörtlich in Europa. Bin ich ehrgeizig? — Ich bin ja bereits durch Abstammung Haupt und Führer der Gläubigen.“ Ismail Pascha wird mit Soulouque verglichen und seine Minister mit Herzogen de la Marmelade. „Ein weiser Sesostris ist nöthig für Cairo, der Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Kaffeehauslieder und namentlich Offenbach abschaffe. Die hohe Pforte ist nicht länger blind, und Europa kann Ismail Pascha nicht erlauben, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Ein Araber kann sich nicht mit einem türkischen Reich vertragen. Soll Ismail ein anderer Nicolaus werden? Wenn man deu Sultan ferner reizt, wird er Egypten von Ismail befreien.“

Das Document ist in griechischer, lateinischer, arabischer und hebräischer Sprache abgefaßt.

[Zur Agitation gegen den Freihandel.] Aus Manchester wird telegraphisch über eine Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses der National-Reform-Union berichtet, welche sich hauptsächlich mit der jetzt wieder auflebenden Agitation gegen den Freihandel beschäftigte. Der Vorsitzende, Mr. George Wilson, kam in einer längeren Rede auf die Vorzüge des Freihandels zu sprechen, und regte die Idee eines Congresses von Freihandelsanhängern aller Nationen an, um die Vortheile des Princips besser verwerthen zu können. Mr. Jakob Bright, Bruder des Handelsamtspräsidenten, sprach sich für Reciprocität in der Freiheit, nicht in der Einschränkung des Handels aus.

England verweigere selber in vielen Fällen Reciprocität, so wenn es 25 Procent Einfuhrzölle auf chinesischen Thee lege, während für englische Baumwollenwaaren dort nur 5 Procent erhoben werden; wer demnach den Ausländern die ganze Schuld beimesse, der lege den Sattel auf das unrechte Pferd. Zu sagen, daß die Leute hart arbeiten und dann noch nicht einmal die Freiheit haben sollen, ihren Verdienst auf dem billigsten Markte anzulegen, das möge wohl bei den Tories für Reciprocität gelten, bei ihm gelte es nicht dafür.

Der Redner erfreute sich eines sehr lebhaften Beifalls und überhaupt bekundeten die Anwesenden einen ungewöhnlichen Enthusiasmus.

[Agitation für die Fenier.] Das bereits kurz erwähnte Meeting in Clonmel für Freilassung der noch in Haft befindlichen Fenier ist trotz der 15,000—20,000 Personen, welche an demselben Theil nahmen ohne die geringste Störung der öffentlichen Ordnung verlaufen. Der Mayor der Stadt führte den Vorsitz und einstimmig wurden Resolutionen angenommen, daß das Land erst durch Freilassung der fenischen Gefangenen zufrieden gestellt werden könne und daß es einer starken Regierung wie der von Großbritannien unwürdig sei, die Gefangenen unter irgend einem Vorwande länger festzuhalten. Zum nämlichen Zwecke sollen Versammlungen in Ulster abgehalten werden, wo Monaghan mit einer großartigen Kundgebung den Anfang machen wird. In der Grafschaft Cavan hat der katholische Bischof wie verlautet, ein derartiges Meeting prohibirt, weil er Ruhestörungen befürchtete und auch an mehreren Stellen des Nordens sieht man ernstlichen Krawallen anläßlich dieser Kundgebungen entgegen. Wozu die Versammlungen überhaupt nützen sollen, läßt sich nicht wohl absehen, denn wenn die Regierung irgendwie geneigt ist, bei den gefangenen Feniern Gnade vor Recht ergehen zu lassen, auf einen solchen Druck hin kann und darf sie nicht nachgeben; es würde ein solcher Schritt von den Gegnern unverkennbar als ein Zeichen der Schwäche ausgeschrieen. Der nämlichen Ansicht ist unsere Presse, welche heute von der „Times“ bis zum radikalen „Morning Star“ die Vorgänge auf dem Trafalgar Square unter dem Vorsitze von Mr. Moore, dem Unterhausmitglied für Mayo, einer scharfen Kritik unterzieht.

[Aus Afrika.] Die mit der letzten Kap-Post überbrachten Zeitungen enthalten Nachrichten aus Potchefstroom, in der Republik Transvaal, welche bis zum 4. August reichen und über die Diamantenfunde wie über die wiederbelebten Hoffnungen einer profitablen Goldproduction handeln.

In der Nähe des Flusses Vaal wurden noch immer kostbare Steine in Menge gefunden, und das Einzige, worüber man klagte, war der Mangel an competenten Steinkennern an Ort und Stelle. Die Diamantenlager befinden sich muthmaßlich in der Nähe des Hart's River, welcher Fluß die westliche Grenze der Republik bildet. Die Grenzfrage zwischen Transvaal und den portugiesischen Ansiedelungen hatte eine günstige Lösung gefunden, und es waren durch Vermittelung des portugiesischen Generalconsuls am Kap, Chevalier de Prat, Unterhandlungen zum Abschlusse eines Handelsvertrags mit Portugal angeknüpft worden. Das preußische Schiff „Petermann“ war an der Ostküste noch nicht eingetroffen, obwohl die Zeitungen den 18. März als Tag des Abganges von Europa bezeichnet hatten. Karl Mauch hatte inzwischen eine Reise nach der Diamantengegend angetreten und seine Rückkehr wurde mit allgemeiner Spannung erwartet. Der bekannte Geologe hat seine Ansicht dahin ausgedrückt, daß Diamanten sowohl wie Gold in dieser Gegend unter ganz anderen Umständen gefunden werden, als auf irgend einem anderen Fleck der Erde. Neuerdings öffentlich ausgestellte Proben von Gold werden als ungewöhnlich reich geschildert (9—16 Unzen Gold per Tonne) und diese Proben sollen nicht ausgesucht, sondern aufs Gerathewohl einem Quarzhaufen von 80 Tonnen Gewicht entnommen worden sein; aber trotz dieser Reichhaltigkeit war man der Ansicht, daß die Hauptader noch nicht gefunden sei. Einige der erfahrenen Goldgräber haben den krystallisirten Quarz der dortigen Gegend sehr goldhaltig gefunden, was sie früher nie gesehen haben. Mit dieser Post sind mehrere Quetschwerke in Australien bestellt worden, denn die jetzt zur Stelle befindlichen Maschinen sind noch sehr primitiver Natur.

[Sklavenhandel.] Ein aus Zanzibar hier eingetroffener Brief berichtet von der erneuten Activität des Sklavenhandels an der Ostküste Afrikas. Obwohl es innerhalb der letzten drei Monate britischen Kreuzern geglückt war, gegen 1000 Sklaven zu befreien, ist die Zahl der Schwarzen, welche nach arabischen Häfen befördert werden, noch immer hinreichend genug, um den abscheulichen Menschenhandel profitabel zu machen.

Rußland.

⊙ **Warschau**, 23. Septbr. [Der Häusercredit. — Russische Kirche. — Krankheit der Kaiserin. — Die Juden.] Seit dem Bestehen der hiesigen „Bank von Polen“ werden statutenmäßig hiesige Häuser in sogenanntem offenen Credit beliehen, d. h. es wird dem Hause ein Credit bis zur bestimmten Höhe gewährt, den der Eigenthümer nach Belieben, bald ganz, bald theilweise beziehen kann. Natürlich ist das eine sehr wesentliche Erleichterung und hat zur Hebung des Werths der Häuser in Warschau viel beigetragen. Die russischen Banken kennen eine solche Art Credit nicht, und darum meint man in Petersburg, von wo aus gegenwärtig auch unsere Bank bevormundet wird, sie müsse auch hier aufhören. Den Bemühungen des Präses der Bank gelang es wenigstens das zu erwirken, daß bei diesen Crediten, die neu nicht mehr ertheilt werden dürfen, für diejenigen Häuser, die ihn bereits Jahrelang genießen, nur eine successive Reducirung ausgeführt werden soll. Da diese Credite statutenmäßig im Laufe des Jahres für eine kurze Zeit total abgezahlt werden müssen, so wird jeder einzahlende Hausbesitzer aufs neue vorerst nur ein um ⅕ kleineres Darlehn erhalten. Durch diese successive Reducirung ist der Bank die jedenfalls schädliche Nothwendigkeit erspart, ihre diesfälligen Ausstände im Wege der Subhastationen einzutreiben, wozu sie gezwungen wäre, wenn es bekannt wäre, daß sie nach erfolgter Bezahlung gar keine Darlehen mehr ertheilt. Der größte Theil der Besitzer beliehener Häuser würde sich nämlich gewiß nicht beeilen, diesmal die jährliche Bezahlung zu bewerkstelligen. Die gegenwärtig ohnehin große Entwerthung der Häuser in Warschau, wird dadurch anstatt einer weiteren rapiden, nur eine successive sein. — Aus Lublin wird gemeldet, daß das dort unter Alexander dem I. auf einem großen schönen Platze errichtete Denkmal der Union Polens mit Litthauen abgetragen und an dessen Stelle eine russische Kirche errichtet werden soll. — Der hiesige „Dziennik“, der nicht nur über die Reise des Kaisers und dessen Aufenthalt in Livadai, sondern auch über jedes Mitglied des kaiserlichen Hauses spaltenlange Mittheilungen bringt, und die allerunwesentlichsten Dinge zu berichten pflegt, erwähnt bis jetzt mit keinem Wort der allbekannten Krankheit der Kaiserin. — Seit mehreren Tagen weilt ein Mann aus Odessa hier, ein Israelit, der von der Regierung hergeschickt wurde, um nach Kenntnißnahme seiner Glaubensgenossen hier sein Gutachten darüber abzugeben, wie die Juden in Polen der polnischen Sache abtrünnig und dem Russenthume förderlich zu machen sind. So viel wir die Geschichte kennen, scheint uns dieses eine vergebliche Mühe zu sein. Die Juden haben immer dem Eroberer gegenüber mit dem Volke gehalten, in dessen Mitte sie lebten.

Griechenland.

Athen, 18. September. Die Königin ist abermals in gesegneten Umständen.

Provinzial-Zeitung.

Breslau, 25. September. [Tagesbericht.]

† [Kirchliche Nachrichten.] Amtspredigten. St. Elisabet: Sen. Herbstein, 9 Uhr. St. Maria Magdalena: S.-S. Weingärtner, 9 Uhr. St. Bernhardin: Propst Hesse, 9 Uhr. Hofkirche: Pastor Faber, 9 Uhr. 11,000 Jungfrauen: Lector Günther, Antritts-Predigt, 9 Uhr. Hofkirche (für die Militär-Gemeinde): Div.-Pred. Beer, 11 Uhr. St. Barbara: Ecclesiast Kutta, 8 Uhr. Krankenhospital: Prediger Minkwitz, 9½ Uhr. St. Christophori: Pastor Stäubler, 8 Uhr. St. Trinitatis: Prediger David, 9 Uhr. Armenhaus: Prediger Gerhard, 9 Uhr. Bethanien: Pastor Ulbrich, 10 Uhr.

Nachmittagspredigten. St. Elisabet: S.-S. Pietsch, 1¼ Uhr. St. Maria Magdalena: Senior Weiß, 1¼ Uhr. St. Bernhardin: Diac. Treblin, 1½ Uhr. Hofkirche: Prediger Spieß, 2 Uhr. 11,000 Jungfrauen: Prediger Hesse, 1½ Uhr. St. Barbara: Prediger Kristin, 1 Uhr. St. Christophori: Pastor Stäubler, (Bibelst.), 1½ Uhr. Evangelische Brüder-Societät (Vorwerksstraße Nr. 26): Prediger Büttner, 4 Uhr.

* [Wahl.] Wie das hiesige „Ev. Gem.-Blatt“ meldet, ist Hr. Candidat Matzke an St. Elisabet und Hr. Candidat Liebs an St. Maria-Magdalena zum Lector gewählt worden.

*** [Personalien.] Bestätigt: die Wiederwahlen der bisherigen Rathsherren Beier, Scholz und Kosch zu Leobschütz, des bisherigen Rathmann Eckstein zu Landsberg O.-S., des bisherigen Bürgermeister Kodron zu Landsberg, die Vocation des evangelischen Lehrer Kühnel zu Dirschel, im Kreise Leobschütz. Pensionirt: der Regierungs-Canzlei-Secretär Gramlich zu Oppeln, der Werkmeister bei der königl. Strafanstalt zu Ratibor Johann Müller, der königl. Förster Menzel zu Neuwedel, Oberförsterei Budkowitz, unter Verleihung des Charakters als Hegemeister.

*** [Die Rechtgläubigen.] Seit einigen Monaten zieht sich durch die Nummern des Grünberger Kreisblattes eine theologische Controverse zwischen einem Vertheidiger und einem Gegner des Protestanten-Vereins. Der Gegner bezeichnet sich und seine Gesinnungs-Genossen als die „Rechtgläubigen“ (also ein mohamedanischer Standpunkt) und äußert sich in der neuesten Nummer (77) des Kreisblattes über den Protestantenverein folgendermaßen:

„Die Kirchenbehörden haben die heilige Verpflichtung, es vor den Christengemeinden durch Wort und That auszusprechen, daß ein Verein, der offen die Gottheit Christi und das göttliche Ansehen der heiligen Schrift verwirft, und durch Beseitigung aller christlichen Bekenntnisse und Heilswahrheiten die Kirche vernichten und ein inhaltsloses Nebelbild individueller Willkühr an ihre Stelle setzen will, in der Kirche Christi keine gegründeten, sondern nur angemaßte Rechte und Ansprüche hat, und dürfen Gewissens halber nicht gestatten, daß in den Kirchen, in welchen der Christenglaube gepredigt und gepflegt werden soll, sich der After- und Unglaube breit mache.“

In diesem Satze, den wir der langen Expectoration des „Rechtgläubigen“ entlehnen, spricht sich eine so echt türkische Unwissenheit und Unduldsamkeit, ein solcher Hochmuth und Fanatismus aus, daß man fast zu der Annahme verleitet werden könnte, ein Derwisch habe sich nach Grünberg verirrt, um unter der Chiffre □ gegen den Protestantenverein zu predigen.

* [Freireligiöses.] Der 1. October 1869 ist der 25jährige Gedenktag der freireligiösen Reform. Die hiesige alte christkatholische Gemeinde will denselben nicht ungefeiert vorübergehen lassen. Sie hat daher bereits dafür Sorge getragen, daß das Andenken an das Erscheinen des „offenen Briefes an den Bischof Arnoldi von Trier“ nicht nur im engeren Kreise ihrer Mitglieder, sondern auch in dem weiteren ihrer Gesinnungsgenossen, ihrer Freunde und Gönner in festlicher Weise erneuert wird. Künftigen Sonnabend, den 2. October, Abends, wird demgemäß im Café restaurant eine gesellige Feier stattfinden, an welcher die Letzteren sich, wie zu hoffen steht, zahlreich betheiligen werden; die eigentliche Feier des denkwürdigen Tages aber soll durch die festliche Erbauung erfolgen, welche in der der Gemeinde gehörigen Halle — Grünstraße 6 — Sonntag, 3. October abgehalten werden wird.

*** [Die außerordentliche Stadtverordneten-Sitzung] wird Montag den 27. September nicht, sondern Mittwoch, den 29. September, stattfinden. Es soll die Debatte über die Gewähr des Wassers aus dem neuen Wasserhebewerke in dieser (Mittwoch-) Sitzung fortgesetzt und hoffentlich geschlossen werden.

+ [Schlachthofangelegenheit.] Vor ca. 3 Jahren kaufte die hiesige Commune zur Vergrößerung des Schlachthofes das Grundstück Engelsburg Nr. 2. Allein seit dieser Zeit ist Alles in gewohnter Weise beim Alten geblieben, obgleich das zu schlachtende Vieh Tage und Nächte lang im Freien campiren muß. Vergeblich petitionirten die drei Fleischerinnungen gemeinsam um Anlage einer Stallung. Im vorigen Jahre schienen zu Ostern diese Wünsche ihrer Verwirklichung näher zu kommen, da dem derzeitigen Inhaber der Parterreräumlichkeiten gekündigt wurde, leider aber nahm man das nächste Vierteljahr die Kündigung wieder zurück. Eine erneuerte Bittschrift an den Magistrat um Abhilfe ist bis heute unbeantwortet geblieben. Ma-

gistrat hat die Parterreräumlichkeiten des erworbenen Hauses für 60 Thlr. jährlichen Miethszins als Lagerraum für Rindshäute frischgeschlachteter Thiere vermiethet, ein Umstand, der in den heißesten Sommermonaten sehr viel dazu beiträgt einen fatalen Geruch zu verbreiten. Eine Verlegung des Schlachthofes aus der Stadt dürfte noch viele Jahre auf sich warten lassen. Bis dahin muß aber in dem bestehenden alten Schlachthofe Abhilfe geschaffen, und den Wünschen der drei hiesigen Fleischerinnungen, die eine bedeutende Steuerlast zu tragen haben, Rechnung getragen werden.

S [Das katholische Gesellen-Hospiz zu Breslau] im St. Vincenzhause (Humanität) gelegen, ist nunmehr, nachdem dasselbe einer durchgehenden Renovation unterworfen, auch dem Fremden-Verkehr vollständig, ohne Unterschied der Confession, erschlossen, d. h. es finden darin zunächst wandernde Gesellen, die ausweislich Mitglieder des Gesellenvereins sind, unentgeltlich für drei Nächte Quartier und für einen Tag Kost, während Handwerksburschen, die Nichtmitglieder, wenn Platz vorhanden, gegen ein Entgeld von 1 Sgr. Nachtquartier erhalten. Das Gesammt-Hospiz, bekanntlich ein Geschenk des Herrn Fürstbischofs Dr. Foerster, zerfällt 1) in das Vereins-Local und 2) in das Hospiz und nehmen beide das erste Stockwerk ein. Das Vereins-Local selbst, im nördlichen Flügel gelegen, besteht wiederum 1) aus einem Billardzimmer, enthaltend ein prächtiges Billard aus Wahsner's Fabrik; 2) aus dem Gesellschafts- und Vortrags-Zimmer, das zugleich Musik- und Lehrzimmer ist, und das außer dem nöthigen Mobiliar an Tischen und Bänken mit einem Katheder und einem neuen reizenden Wiener Flügel-Instrument ausstaffirt ist; 3) aus dem im westlichen Flügel nach der Straße zu gelegenen Vorstandszimmer, dessen Einrichtnng für Sitzungen, Rendantur und Secretariat höchst praktisch genannt werden darf; 4) aus dem daran stoßenden niedlichen Castellanszimmer und endlich 5) aus den Boden- und Kellerräumen, dem nördlichen Theile des Gartens und der daselbst vom Verein erbauten, prächtigen parallel mit der bereits bestehenden laufenden Kegelbahn. In den erstgenannten Räumen befindet sich vorläufig auch die Bibliothek. — Das eigentliche Fremden-Hospiz, im südlichen Flügel des Hauses, nach der Promenade zu gelegen, dürfte an Eleganz und Bequemlichkeit kaum von einem zweiten übertroffen werden. Dem Geschenk des Herrn Fürstbischofs ist der Diocesan-Präses Herr Domherr Dr. Künzer nachgefolgt, und hat aus eigenen Mitteln die Räume auf das Wohnlichste herstellen, Zimmer malen, Thüren und Fenster, selbst den Boden u. s. w. streichen lassen, so daß, wie der Augenschein zeigt, daß Ganze einen sehr günstigen Eindruck als „Wanderherberge" macht. Da Letzterer in dem Hospiz eine Anstalt des Diöcesan-Gesellenbundes mit Recht erblickt, hat er sich gleichzeitig auch die Oberaufsicht vorbehalten. Natürlich steht es sonst unter der Aufsicht der beiden Local-Präsiden und der 20 Herren des Schutzvorstandes. Es gehören dazu ein großer Schlafsaal mit etwa 20 und ein kleinerer mit etwa 10 Betten; außerdem 2 kleine neben jenen beiden belegene Zimmer, endlich ein Zimmer im Untergeschoß. Die Lager sind einladend und bestehen aus eiserner Bettstelle, Matratzen, Decken, Kissen u. s. w. Ein ehrsamer verheiratheter Meister versieht die Geschäfte eines Herbergsvaters. Derselbe hat im Hospiz seine Wohnung. Für einkehrende fremde Präsiden oder Vorstands-Mitglieder ist gleichfalls im Hospiz ein Stübchen bereitet. Außerdem ist für die Hospitanten eine besondere Wasch-, Reinigungs- und Gepäck-Kammer hergerichtet.

=ββ= [Bürger-Jubilar.] Heute feiert der Victualienhändler Herr Johann Joseph Anton Scholz, wohnhaft auf der Bahnhofstraße Nr. 5, sein Bürger-Jubiläum. Er wurde am 11. Mai 1789 zu Brostau bei Groß-Glogau geboren, war in dieser Stadt 1806 Ordonanz-Reiter beim Landraths-Amte, machte als Freiwilliger im schlesischen schwarzen Husaren-Regimente Nr. 1 die Feldzüge von 1813 und 14 mit und ist im Besitze von zwei Denkmünzen. Interessant ist es, daß der Jubilar in demselben Hause seines Geburtsdörfchens, wo der Gouverneur von Groß-Glogau die Capitulation mit dem General Vandamme abschloß, seine Schwiegereltern kennen lernte. —

+ [Artistisches.] Die landwirthschaftlichen- und Bauer-Vereine des Graudenzer Kreises haben Se. Excellenz den Herrn Staatsminister Grafen von Bismarck zu ihrem Ehren-Mitglied ernannt, und unsern Mitbürger, den Inhaber des Artistischen Instituts Herrn M. Spiegel hier, mit der Ausführung der bezüglichen Diplome betraut. Wir hatten Gelegenheit diese Arbeiten vor der Absendung zu sehen, sie imponirten durch ihre geschmackvolle Einfachheit und die künstlerische Auffassung ließ nichts zu wünschen. Die betreffenden Diplome sind in Bunt- und echtem Golddruck ausgeführt, die Sujets des Randes bilden Embleme der Landwirthschaft ꝛc. und dem Ganzen war durch eine in anilinfarbigem Tone untergedruckte Sonne ein besonderes Relief verliehen. — Auch die Decken und Umschläge zu diesen Diplomen waren elegant und geschmackvoll dem Zweck entsprechend, gefertigt. — Wir registriren dies gern, da es wieder ein Zeugniß dafür ablegt, daß endlich das Vorurtheil beseitigt, als wäre nur Berlin in der Lage derartige Arbeiten liefern zu können.

+ [Polizeiliches.] In der verflossenen Nacht wurde dem Stellenbesitzer Gottlieb Stolper in Biadauschke, Kreis Trebnitz, aus seinem unverschlossenen Stalle eine hochtragende Kuh gestohlen. — Vor mehreren Monaten hatte sich ein Musiker bei einem hiesigen Instrumentenmacher eine Violine im Werthe von 17 Thlr. geliehen, ohne daß er weder das bedungene Leihgeld überbrachte, noch sich überhaupt einmal blicken ließ. Nach geschehener Anzeige gelang es gestern einem Criminalbeamten den Aufenthalt des erwähnten Musikers zu ermitteln, wobei es sich herausstellte, daß dieser die geliehene Violine für 3 Thlr, 15 Sgr. versetzt, das Geld aber verausgabt hatte. Das Schlimmste bei der Sache aber ist der Umstand, daß er nicht einmal anzugeben vermag, in welchem Leihamte das Instrument verpfändet ist.

---

3. **Strehlen**, 24. Sept. [Als Seitenstück] der Notiz aus Magdeburg in der heutigen Morgen-Ausgabe Ihrer geschätzten Zeitung „Die Humboldtfeier und der Rabbiner", habe ich von hier Folgendes mitzutheilen: Ich hatte in meinem Berichte vom 14. d. M. constatirt, daß hier leider nicht die geringste öffentliche Kundgebung zu Ehren des Helden dieses Tages stattgefunden habe. Als ich dies schrieb, neigte wohl der Tag seinem Ende zu, aber — es war noch nicht aller Tage Abend. In der hiesigen Synagoge begann vielmehr die Feier des Versöhnungsfestes mit einer Predigt des Seminaristen Herrn Dr. Perlitz aus Breslau, welcher der vom Vorstande der jüdischen Gemeinde an ihn ergangenen Einladung zu gottesdienstlichen Vorträgen während der hohen Feiertage freundlichst nachgekommen war. Auf die Bedeutung des beginnenden Festes mit ebenso beredten als erbauenden Worten näher eingehend, gedachte der Redner in leicht erklärlichem Gedankengange auch des Vorbildes wahrer Humanität, dessen Andenken an dem eben zu Rüste gegangenen Tage in der ganzen Welt gefeiert worden sei. Also ward schließlich auch hier am 14. d. M. des großen Humboldt, wenn auch nur vor einer kleinen Gemeinde, immerhin aber an öffentlicher bedeutungsvoller Stätte, Erwähnung gethan. — Eine Angelegenheit, die vor einiger Zeit viel von sich reden machte, scheint jetzt ganz eingeschlafen: wir meinen das Braunkohlenlager bei der städtischen Ziegelei und die Bewerber um das Muthrecht. Wie bereits in diesen Blättern mitgetheilt, hatte die Stadt und ein Landwirth aus der Umgegend beim Oberbergamt die nöthigen Schritte gethan. Beide sollen wegen Formfehlern abgewiesen sein. Jetzt scheint, wie gesagt, die ganze Sache in den Ruhestand versetzt. — Die Wintersaison verspricht hier nicht mehr als ihre Vorgängerinnen. Auch in dieser Beziehung muß die Eisenbahn uns bessere Zeiten bringen. Vielleicht versucht es dann eher ein Virtuose oder eine Künstlergesellschaft mit uns. Im Strehlener Grunde wohnen doch auch Leute, die gern was Gutes sehen oder hören und auch gern Geld dafür ausgeben. Eine Schauspieler-Gesellschaft würde gerade jetzt gute Geschäfte hier machen.

?? **Oels**, 25. Septbr. [Schulangelegenheiten.] Dinstag den 21. d. M. wurde unter dem Vorsitze des Provinzial-Schulrathes Scheibert die Abiturienten-Prüfung abgehalten. Die vier Abiturienten erhielten das Zeugniß der Reife. Mittwoch den 22. Nachmittags wurde auf dem städtischen Turnplatze von den Turnschülern der hiesigen Elementarschulen zum Schluß des Sommer-Cursus ein Schauturnen abgehalten. Die Leistungen, namentlich der ersten Abtheilung, verdienen besondere Anerkennung. Zu bedauern ist nur, daß ein Vertreter der Commune dabei nicht anwesend war. Vielleicht hätte man sich bei dieser Gelegenheit davon überzeugt, daß dem Turnlehrer für die große Mühe wohl eine angemessene Entschädigung gebühre. Donnerstag den 23. wurde in dem benachbarten Dorfe Rathe das neuerbaute Schulhaus feierlichst eingeweiht. Die Mittel zu diesem Bau sind von der nicht großen Gemeinde mit rühmenswerther Opferwilligkeit allein aufgebracht worden. Die Unterstützungsgesuche an die königl. Regierung und an den Patron wurden abschläglich beschieden. Der Bescheid der herzoglichen Kammer lautet: „Wir haben der Gemeinde Rathe genug Opfer gebracht (welche?). Se. Hoheit findet sich nicht veranlaßt mehr zu thun." Mit desto größerer Befriedigung kann aber die Gemeinde auf dieses Werk blicken. Das Schulhaus mit dem Nebengebäude kostet circa 4000 Thlr. und ist in Wahrheit eine Zierde nicht nur des Dorfes, sondern auch der Umgegend. Es giebt in unserem Kreise nicht viele solche Schulhäuser. Rühmende Anerkennung verdienen die Herren Maurermeister Veith und Zimmermeister Richter für die gediegene Ausführung des vom herzoglichen Baumeister Herrn Hoffmann entworfenen Planes. — Freitag den 24. wurde in der Aula des Gymnasiums der gräflich Kospoth'sche Stiftungs-Actus, verbunden mit der Entlassung der Abiturienten, abgehalten. Mit diesem Tage schloß in allen hiesigen Schulanstalten das Sommer-Semester. Der Unterricht beginnt auf dem Gymnasium wieder Dinstag den 5. October. Neu eintretende Schüler haben sich Sonnabend den 2. October Vormittags von 10—1 Uhr zur Aufnahmeprüfung bei dem Director dieser Anstalt zu melden. — Die hiesige vierklassige höhere Töchterschule erfreut sich unter der vorzüglichen Leitung ihrer Vorsteherin Fräulein Spruth seit Jahren eines ausgezeichneten Rufes, daher auch die Frequenz dieser Anstalt fortwährend im Steigen begriffen ist. Fräulein Spruth scheut kein Opfer, um die gediegensten Lehrkräfte für ihre Anstalt zu gewinnen und ist es ihr Verdienst, alle diese Kräfte zu einem harmonischen Zusammenwirken zu vereinen.

L. **Brieg**, 24. Sept. [Communales.] Die heutige Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung bot, trotz der sehr zahlreichen Vorlagen, wenig Stoff von allgemeinerem Interesse dar. Die unschönen hölzernen Telegraphenstangen in der Stadt behalten wir; das Obertribunal zu Berlin hat in der Klagesache wider den königl. Fiscus, die Erstattung der durch die Bewachung der hiesigen Strafanstalt im Jahre 1866 entstandenen Kosten betreffend, in letzter Instanz zu Gunsten der Commune entschieden; Gewerbeschullehrer Dr. Schröder ist zum zweiten Lehrer an der Gewerbehausschule, Lehrer Friebel zu Neumarkt an Stelle des Brieg verlassenden Lehrer Bandmann an die städtische Elementarschule gewählt worden. Von Interesse ist, daß bei der Wiederverpachtung mehrerer Ackerparzellen zu Groß-Leubusch einzelne Pachtgebote auf über 9 Thlr. pro Morgen, die Pachtgebote aber im Ganzen auf durchschnittlich 8½ Thlr. pro Morgen sich gesteigert haben, was zu der Hoffnung berechtigt, daß auch die Parzellen-Verpachtung von Alzenau und Pogarell, wo der Ackerboden von ungleich besserer Beschaffenheit ist, ein für die Stadt günstiges Resultat ergeben werde. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte ein Gesuch der hiesigen Strafanstalts-Direction an den Magistrat: von dem inneren Hofraume der Strafanstalt aus nach dem jenseits der Straße im Strafanstaltsgarten gelegenen Oekonomie-Gebäude einen Tunnel unter gedachter Straße hindurch anlegen zu dürfen. Ein solch unterirdischer gewölbter Gang von 6 Fuß Breite, 7 Fuß Höhe, mit seinem Deckgewölbe noch 5 Fuß unter dem Straßenniveau wäre gewiß etwas Sehenswerthes für Brieg gewesen, und Brieg hätte dann doch auch einen Tunnel aufzuweisen gehabt, wenn nicht die Versammlung einstimmig den ganzen Antrag vollständig abgelehnt hätte. Dies Verfahren der Stadtverordneten erscheint um so mehr gerechtfertigt, als jedem Unbefangenen auf den ersten Blick einleuchten mußte, daß der in Antrag gestellte Tunnel nur eine Brücke zu großen Verwickelungen, wenn nicht Benachtheiligungen für die Commune werden konnte. — Auf Grund eines vom Cultusministerium eingegangenen Schreibens, die Gruppirung der hiesigen Lehrerbesoldungsverhältnisse betreffend, das jedoch in der Versammlung, angeblich seines bedeutenden Umfanges wegen, nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangte, wurden nach Antrag des Magistrates vier Mitglieder zu einer gemischten Commission gewählt, um über die vom Minister gestellten Propositionen bezüglich einer Modification des hiesigen Drei-Gruppensystems in der Lehrerbesoldungsfrage zu berathen. Zu Commisions-Mitgliedern wurden die Stadtverordneten Dr. Basset, Director Nöggerath, Justizrath Schneider und Apotheker Werner gewählt. Nach einer vom Bürgermeister Dr. Riedel gegebenen Erklärung soll jedoch der Minister für geistliche ꝛc. Angelegenheiten sich mit dem Gruppensystem einverstanden erklärt haben und nur noch einige unbedeutende Modificationen verlangen, welche der Commune selbst zu Gunsten kommen würden. — Ueber den aus der Versammlung eingebrachten Antrag: die Ackerfläche, welche zwischen der Zuckerfabrik und der Bürgerschule einerseits und zwischen der Oder- und Ohlauerstraße andererseits liegt, nicht weiter zu verpachten, sondern zu Promenaden-Anlagen zu verwenden, wurde kein endgiltiger Beschluß gefaßt, sondern derselbe durch Majoritätsbeschluß der Promenaden-Deputation zur Prüfung und Begutachtung überwiesen. Der von einem Mitglied eingebrachte Antrag, die Piastenstraße noch in diesem Herbst mit Bäumen zu bepflanzen, wurde in ähnlicher Weise erledigt. Die vielseitig empfundene matte Straßenbeleuchtung gab aber Veranlassung, den Magistrat zu ersuchen, jetzt die volle Beleuchtung der Straßen anzuordnen, und damit auch in Zukunft jedesmal schon mit dem September zu beginnen.

=ch= **Oppeln**, 25. Septbr. [Theater.] Seit Anfang dieser Woche erfreut uns die hier erst ganz neu gebildete Gesellschaft des Theater-Director Goritz durch ihre Vorstellungen. Dieselbe zählt tüchtige Kräfte, deren Leistungen den an eine Provinzial-Bühne zu stellenden Anforderungen jedenfalls entsprechen und besitzt insbesondere in dem für diese Saison gewonnenen Gastspiel des Fräulein Krebs vom Karlstheater in Wien eine Anziehungskraft, deren Bewährung auch auf einer größeren Bühne unzweifelhaft ist. Wir können es übrigens nur als eine richtige Auffassung der Situation anerkennen, daß Herr Goritz sich bei der Wahl der Stücke dem heiteren Genre (Lust- und Singspiel) zugewendet hat.

(Notizen aus der Provinz) * Liegnitz. Das „Stadtbl." meldet: Der Dr. Kühn, welcher an Stelle des Dr. Langen von dem Gymnasium zu Lauban nach hierher berufen war, ist verhindert worden, dem Rufe zu folgen, und es hat daher eine Neuwahl in der Person des Dr. Büttner aus Breslau stattgefunden, welcher mit dem 1. October d. J. seine Functionen bei dem hiesigen Gymnasium übernehmen wird.

+ Hainau. Wie das „Stadtbl." berichtet, machte ein Bahnwärter am 25. d. M. zu Martinswaldau seinem Leben dadurch ein Ende, daß er sich bei Ankunft des Berliner Schnellzuges mit verbundenen Augen auf die Schienen legte, wobei ihm von dem über ihn hinweggehenden Zuge der Kopf abgeschnitten wurde.

△ Glatz. Wie die „N. Geb. Ztg." meldet, wurde am 23. September Morgens der gräflich v. Magnis'sche Rittergutspächter Lieutenant T. aus Mittelsteine in der unmittelbaren Nähe von Birgwitz bewußtlos im Chausseegraben aufgefunden. Den Abend vorher war er in der Stadt gewesen und Nachts zwischen 1 und 2 Uhr auf seinem als nicht fromm bekannten Pferde fortgeritten. Wahrscheinlich hatte das Pferd gescheut und den Reiter abgeworfen, der so unglücklich gefallen ist, daß er sich eine Gehirnerschütterung zugezogen haben muß. Dem Vernehmen nach sind erhebliche äußere Verletzungen nicht vorhanden; dagegen soll Gehirnmasse durch das Ohr gedrungen sein. Die Bemühungen dreier Aerzte blieben erfolglos; ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb er um 11 Uhr im Zollhause. Der Unglückliche hinterläßt eine Frau und zahlreiche Familie.

Vorträge und Vereine.

Breslau, 23. Sept. [Bezirks-Verein deutscher Ingenieure. Sitzung den 15. September.] Der Vorsitzende, Herr Minssen, eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, daß der hiesige Magistrat die Stadtverordneten-Versammlung ersucht habe, sich damit einverstanden zu erklären, für die Bezahlung und Entnahme von Wasser aus dem neuen städtischen Wasserhebewerke im Allgemeinen die Bedingungen und den Tarif des Stettiner Wasserhebewerkes zu Grunde zu legen; dagegen aus der Mitte der Stadtverordneten-Versammlung der bekannte Antrag gestellt sei, nur das Wasser zu Luxus- und gewerblichen Zwecken als verkäufliche Waare zu behandeln, das Wasser zu den Haushaltungen aber unentgeltlich zu liefern und die dadurch entstehende Belastung des Stadthaushaltsetats durch Erhöhung der städtischen Einkommensteuer um eine Steuereinheit zu decken.

Herr Minssen stellt das Princip dieses Antrages zur Verhandlung.

Die Herren Kayser und Aders vertheidigten den Magistratsantrag. Das Stettiner Wasserregulativ gelte mit geringen Modificationen in allen mit Wasser versorgten größeren Städten Deutschlands, sei aus der Erfahrung entstanden und habe Uebelstände nicht hervorgerufen. Das filtrirte Wasser sei eine Waare, die fabrikmäßig dargestellt werde, und müsse deren Absatz auch rein kaufmännisch betrieben werden. Die Erhaltung des Wasserhebewerkes der Steuerkraft der Einwohner aufzubürden, sei daher ungereimt. Punkt 1 und 3 des Grund'schen Antrages widersprächen einander; da das Wasser nicht unentgeltlich geliefert werde, welches unter der Form einer Steuer bezahlt werde; Punkt 2 sei undurchführbar, da die Grenze zwischen Haushaltung und Gewerbe nicht angebbar sei. Man werde das Wasser mehr benutzen, wenn man es bezahlen müsse. Für die Armen sei die Steuer doppelt empfindlich, da sie wohl zahlen, aber nichts dafür empfangen würden, es fehlten ihnen ja die Mittel, sich die gekaufte Waare zuzuführen.

Herr Selwig hält die Schwierigkeit, welche in der Festsetzung der Grenze zwischen dem Wasserbedarf für Haushaltungen und für gewerbliche Zwecke liege, sowie die Schwierigkeit, welche darin gesucht werde, daß die Hausbesitzer die Hausleitungen auf ihre Kosten auszuführen hätten, für unerheblich. Der Arme brauche vor allen Dingen billiges Wasser, die Preissätze nach dem Tarif seien für ihn unerschwinglich. Welche Ungerechtigkeit läge darin, daß für die Villa des Reichen mit ihren vielen Luxus-Gemächern weniger bezahlt werden solle für Wasser, als die unbemittelten Bewohner der großen Familienhäuser für ihre beschränkten Wohnräume aufzubringen haben. Der Tarif mache überhaupt dem Armen den Wasserbezug unmöglich und habe überall die Folge gehabt, daß das Wasser der Wasserhebewerke nicht eine allgemeine Wohlthat geworden, sondern lediglich als ein Gegenstand des Comfort in den Häusern der Reichen gelte. Der Tarif vereitele total den mit der Errichtung des Wasserhebewerkes für die Gesammtheit der Stadt beabsichtigten Nutzen, da gerade denjenigen das Wasser unzugänglich gemacht werde, die dasselbe am meisten bedürfen, nämlich den Armen. Aus diesen Gründen ist die Nachahmung anderer Städte, die ja eben die gleichen unliebsamen Erfahrungen gemacht haben, unstatthaft. Auch für die Verwaltung des Wasserwerkes entständen durch den Tarif gerade einzelne recht üble Situationen. Welcher Hausbesitzer jener kasernenartigen großen Familienhäuser in den Vorstädten wird, da ja der Wasserbezug unbeschränkt ist, also Niemandem in einem und demselben Hause, das eine Wasserleitung erhalten hat, die Wasserbenutzung verweigert werden kann, — für seine vielen Miether dem Wasserwerk gegenüber haften? Günstiger stelle sich das Verhältniß, wenn der Wasserzins als mäßiger Zuschlag zur Einkommensteuer monatlich durch die Steuererheber erhoben werde

Herr Minssen befürchtet, daß bei Annahme des Friederici'schen Antrages das Wasserhebewerk lediglich zu einer Steuerschraube herabgewürdigt werden würde.

Herr E. Hofmann beklagt, daß die bisherige so wohlthätige Norm nur das für gewerbliche und Luxuszwecke verbrauchte Wasser mit einem mäßigen Preise zu belegen, für alle übrigen aber frei zu geben, sowohl durch den Tarif wie auch durch den Friederici'schen Antrag beseitigt wurde. Es wurde ihm erwidert, daß dies bezüglich des Friederici'schen Antrages nicht der Fall sei, die disponiblen Mittel der Kämmereikasse reichten jedoch nicht aus, das große, neue Wasserhebewerk zu erhalten, und sei daher der Steuerzuschlag beantragt.

Herr Lehmann hob hervor, daß die von Herrn Minssen ausgesprochene Befürchtung allerdings gegründet sei. Die Erfahrung in der Verwaltung städtischer Wasser- und Gaswerke lehre, daß städtische Behörden selten der Versuchung widerstehen, die Einkünfte dieser Anstalten für andere städtische Zwecke noch nutzbar zu machen. Es gebe indessen Mittel, die hierin für die Wasser- resp. Gasconsumenten liegende Gefahr zu beseitigen oder doch unschädlich zu machen. Die Frage, ob Wassersteuer oder Wassertarif, lasse sich richtig nur vom wirthschaftlichen Standpunkte aus beantworten. Wo Wasserwerke von den Communen unternommen würden, da sei auch das Wasser ein allgemeines Bedürfniß. Aehnliche allgemeinen Bedürfnissen abhelfende Anstalten oder Einrichtungen seien die Straßenpflasterung, die Canalisation, die Beseitigung der Kloakenstoffe, die Straßenbeleuchtung und neben Anderen bezüglich der geistigen Interessen der Menschen auch die Schulen. Man mache indessen hinsichtlich der Unterhaltung derselben einen Unterschied, indem man nur diejenigen aus den durch die Steuerbeiträge gebildeten öffentlichen Fonds erhalte, deren wohlthätiger Einwirkung auf die Gesammtheit sich der Einzelne nicht entziehen könne, wie Straßenpflasterung, Straßenbeleuchtung ꝛc. Diejenigen öffentlichen Einrichtungen dagegen, deren Benutzung dem freien Willen des Einzelnen unterliege, lasse man durch den Theil der Steuerzahler erhalten, der von den Vortheilen derselben Gebrauch mache. Hierhin gehören Wasser- und Gaswerke. Leuchtgas könne nur insofern als allgemeines Bedürfniß gelten, als die Straßenbeleuchtung eine absolute Nothwendigkeit und Leuchtgas zur Zeit noch das praktikabelste Leuchtmaterial hierfür sei; — für den einzelnen Einwohner, für die Haushaltungen, sei es entbehrlich, sei nur erwünscht und nützlich, nicht nothwendig. Darum übertrage man auch die Kosten der Straßenbeleuchtung auf die Gesammtheit der Bevölkerung, die Kosten der Beleuchtung von Wohnungen dagegen und für sonstige Privatzwecke überlasse man dem Einzelnen nach Maßgabe des von seinem freien Willen abhängigen wirklichen Verbrauches an Gas. Das Wasser der Wasserhebewerke sei in einem viel höherem Maße allgemeines Bedürfniß, als Leuchtgas. Es habe die Aufgabe, den Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerung zu heben, und wenn das körperliche Wohlbefinden für jeden Einzelnen ein nothwendiges Bedürfniß sei, und ohne gereinigtes Wasser dieses Bedürfniß nicht befriedigt werden könne, so müsse man das gereinigte, filtrirte Wasser selbst als ein nothwendiges Bedürfniß für jeden einzelnen Einwohner erachten. Streng genommen dürfe daher das im Dienste der Salubrität der ganzen Bevölkerung verwendete Wasser nicht dem Einzelnen, sondern nur der Gesammtheit zur Last fallen. Hiernach erscheint das Wasser für die Haushaltungen nicht als eine Waare, sondern als ein gesundheitspolizeiliches Erforderniß von ebenso hoher Bedeutung, als bau- und feuerpolizeiliche Anordnungen. Wiewohl der Verbrauch an Wasser lediglich von dem freien Willen jedes Einzelnen abhängt, so folge doch aus dem gemeinsamen Interesse Aller, daß Keiner auf die Benutzung des gereinigten Wassers verzichten dürfe, ja sogar eine Pflicht und ein Recht der Behörden, von jedem Einwohner die Wasserbenutzung zu fordern. Wenn endlich feststeht, daß die Wasserbeschaffung um so leichter, um so weniger belastend sei, die wohlthätigen Wirkungen des gereinigten Wassers um so fühlbarer, um so allgemeiner sich verbreiten über die ganze Stadt, je allgemeiner seine Verwendung in den Haushaltungen wird, so läßt sich sogar behaupten, daß der Pflicht der Behörden, auf die allgemeine Benutzung des Wassers zu häuslichen Zwecken hinzuwirken, das Recht zur Seite stehe, einen milden Zwang gegen die Unverständigen auszuüben, welche den Werth des ihretwegen ja auch beschafften. filtrirten Wassers für ihr eigenes Wohl durchaus nicht anerkennen wollen. Wenn daher eine mäßige, allgemeine Steuer eingeführt würde zur Deckung der Kosten für die Beschaffung des zu den Haushaltungen erforderlichen Wassers, so könne man nicht ernstlich dagegen sein. Es würde dies ein sehr erträglicher Zwang sein, nun auch das Wasser zu benutzen. — Selbstredend müsse der Wasserverbrauch für die Haushaltungen ein unbeschränkter sein, was der Erfahrung gemäß den Wasserwerken überall nur Vortheil gebracht hat. Das früher übliche Zumessen des Wassers nach dem continuirlichen und dem intermittirenden System des Wasserbezuges sei längst zum Wohle des Publikums aufgegeben. Da man den Wasserverbrauch in den Haushaltungen gewöhnlich nach der Zahl der bewohnten Räume abschätzte, und diese dem Einkommen entsprechend zu erachten sei, so gebe die Einkommensteuer sehr wohl einen Anhalt zur Beurtheilung des Wasserverbrauches. Die Gefahr, die Wassersteuer sich in eine Steuerschraube umwandeln zu sehen, liege allerdings sehr nahe, und dagegen schütze allein eine selbstständige kaufmännische Verwaltung des Wasserwerkes, — die eigentlich durch die Natur desselben als eines industriellen Unternehmens schon geboten sei, — und der Grundsatz, die Wasserpreise mit Einschluß des proponirten Zuschlages zur Einkommensteuer lediglich nach Maßgabe der zur selbstständigen Erhaltung des Werkes nothwendigen Geldmittel alljährlich festzustellen. Von der Erhöhung der Einkommensteuer müsse selbstredend derjenige Wasserconsument befreit bleiben, welcher wegen der Höhe des Wasserverbrauches für seinen Haushalt und zugleich für Luxuszwecke und seine etwaigen gewerblichen Anlagen nach einem Wassermesser seinen Gesammtverbrauch bezahlen muß.

Nach kurzer Debatte einigte man sich dahin, daß der Friederici-Grund'sche Antrag in der vorgelegten Form nicht annehmbar sei, da es sich nicht um eine Steuerangelegenheit der Commune, sondern um Festsetzung des Wasserpreises handele, daß dagegen folgendem Antrage zugestimmt werden könne.

1) Der Wasserzins über Entnahme von Wasser aus dem neuen Wasserhebewerke für die Haushaltungen wird als Procentsatz zur Einkommensteuer ermittelt.

2) Der Wasserverbrauch für gewerbliche und Luxuszwecke wird nach einem besonderen Tarif bezahlt.

3) Der Magistrat wolle auf Grund einer speciellen Berechnung des voraussichtlichen Anlagekapitals des Werkes, der Verzinsung und Amortisation desselben, der Mittel zur Bildung eines Reservefonds, der Darstellungskosten des filtrirten Wassers und des nach der Erfahrung anderer Wasserhebewerke wahrscheinlichen Verbrauches an Wasser für die Haushaltungen denjenigen Procentsatz des von sämmtlichen Einwohnern zu erhebenden Betrages der Einkommensteuer ermitteln, welcher ad 1 als Wasserzins für den Wasserverbrauch in den Haushaltungen zu entrichten ist, und hiernach mit event. Benutzung des Stettiner Tarifs einen neuen Tarif entwerfen lassen.

Handel, Gewerbe und Ackerbau.

Berlin, 24. September. Was die Börse in den jüngsten acht Tagen erlitten und erfahren, schließt eine ganze Geschichte von Wechselfällen und diametral entgegengesetzten Anschauungen in sich. Daß in einen so engen Rahmen von wenigen Tagen alle Schattirungen der Stimmung zusammengedrängt wurden, ist nur durch die Unsicherheit erklärlich, in welcher die Börse der Entwickelung der inneren Verhältnisse namentlich in Wien gegenübergetreten war. Die Stabilität des letzteren Platzes hatte noch in der vorigen Woche die Speculation in eine gewisse Sorglosigkeit vor den Gefahren einer Katastrophe gewiegt, und da ihr die Unthätigkeit beschwerlich fiel, sie veranlaßt, die Initiative von Neuem zu ergreifen. Die vehemente [illegible] gerung, welche der letzte Sonnabend allen Speculationswerthen [illegible] ein entsprechender Beleg für das augenblickliche Können einer [illegible] und für deren Ohnmacht, wenn sie es sich einfallen läßt, in ihren Be[illegible] die maßgebenden Einflüsse außer Acht zu setzen. Wir haben die [illegible] Wiener Börse und ihre Rückwirkungen auf den hiesigen Platz des Oeste[illegible] beleuchtet und genügend dargelegt, wie wenig die Inscenirung einer Hausse gerechtfertigt war. Wie geringen inneren Halt die letztere besaß, ist durch die seitdem unterbrochen vorgeschrittene Reaction dargelegt, welche niemals eine solche Intensivität wie jetzt hätte an den Tag legen können, wenn sie nicht durch die vorangegangene Verkennung der realen Verhältnisse, und die damit veranlaßte Wiederaufrichtung von Hausseengagements unterstützt worden wäre. Die bestrafte Speculation hat bei der letzten Niederlage nicht einmal Grund, sich über Wien zu beklagen, das bis zum Donnerstag einen ungewöhnli-